

Zehntes Buch.

Der Frieden brachte andre Sorgen und andre 1598. Arbeiten hervor. Der König verminderte seine Truppen, sowohl die französischen als die fremden. Die Schweizer wurden bis auf die drey Compagnien der Obristen Galati, Heid, und Baltazard, jede zu 100 Mann, verabschiedet. Ich hätte gewünscht, und die Umstände schienen es zu fordern, daß der König noch weniger Soldaten beybehalten hätte, aber er genehmigte den Rath nicht, den ich darüber gab. Wenn man erwägt, daß der königliche Schatz bis auf's äußerste erschöpft war, und demungeachtet eine Menge so dringender Ausgaben bestreiten mußte, daß man sich von neuem genöthigt sahe, Geld zu borgen; so, glaube ich, wird man mir deswegen keine schmutzige und übel angebrachte Sparsamkeit vorwerfen können.

Diese Ausgaben waren die Wiederherstellung der Festungswerke in einer Menge von Städten, und die Ausbesserung unzähliger Gebäude, welche durch die Unglücksfälle der letzten Zeiten so zugerichtet waren, daß man ohne Aufschub daran arbeiten mußte, um ihrem gänzlichen Einsturz zuvorzukommen. Es wurden vier Personen von bekannter Rechtschaffenheit ausgesandt, um an den vornehmsten Flüssen die verschiedenen Rechte und Zölle festzusetzen, und bey der Gelegenheit fanden sich auch eine Menge nothwendiger Arbeiten, die daran geschehen mußten, besonders an der Charente.

Unter

Unter verschiedenen Polizeyverordnungen, welche man für nöthig hielt, setzte der König auch der ungeheuren Kornausfuhr Schranken, welche Frankreich oft der Unbequemlichkeit aussetzte, an seinen eignen Gütern Mangel zu leiden. Durch eine andre Verordnung wurde allen denen, welche kein Recht dazu hatten, bey großer Strafe verboten, Waffen zu tragen.

Auch die schönen Wissenschaften fanden einen Platz unter den Beschäftigungen des Königs. Er hörte von Casaubon reden, und auf den Ruf von der Gelehrsamkeit dieses Mannes ließ er ihn einladen, sich mit seiner Familie zu Paris niederzulassen. Durch einen Gehalt, welchen er ihm versicherte, setzte er ihn in den Stand, hier leben zu können, wie es sich für einen Mann von seinem Character schickt, der, wie Heinrich sagte, nicht berufen ist, den Staat zu regieren.

Ich muß hier die einzelnen Umstände einer Menge weniger wichtiger Angelegenheiten unterdrücken. Es würde ins unendliche gehen, wenn ich alles hersetzen wollte, was mir der König sagte, oder was er mir von Fontainebleau, von Monceaux und von Saint-Germain-en-Laye schrieb, wo er den Rest dieses Jahres zubrachte, und mich oft zu sich kommen ließ, um mit mir über die verschiedenen Geschäfte, welche gerade vorfielen, sich zu berathschlagen. Ich werde mich auch hier an mein erstes Versprechen halten, alles, was nicht für sich selbst in Betrachtung zu kommen verdient, wegzulassen, und nur bloß das sagen, daß vielleicht nie ein Staatsminister bey irgend einem Fürsten so viel eigne Hülfquellen, und so viel Aufmerksamkeit auf alles, was zum Nutzen oder auch nur zur Bequemlichkeit des Landes gereicht, gefunden haben wird, als ich stets bey meinem Herrn fand. Nie ließen ihn

der

der Frieden oder die innern Angelegenheiten das, was außerhalb des Königreichs vorgieng, aus dem Gesichte verlieren. Die Frage über den wahren oder falschen Dom Sebastian machte damals in Spanien und in ganz Europa viel Aufsehen (1); er schickte deswegen la Trémouille (2) nach Portugal, um wo möglich hinter das Geheimniß zu kommen, damit er mit voller Kenntniß der Sache über das Verfahren des Spanischen Kabinetts entscheiden könnte, welches damit angefangen hatte, daß es den vorgeblichen König von Portugal gefangen setzen ließ.

Heinrich hatte damals noch an die großen Entwürfe nicht gedacht, welche er in der Folge gegen das Haus Oestreich machte. Er wollte in diesem Jahre Vermittler zwischen Spanien und England werden, und schlug deshalb eine Zusammenkunft zu Boulogne vor, (3) wohin er von seiner Seite Caumartin und Jeannin schickte. Auch diesen Einfall bestritt ich vergebens, weil er mir mit der gesunden Politik sich nicht zu vertragen schien. Zum Glück brachte die Zusammenkunft nichts von dem, was man erwartete, zu Stande. Der eingewurzelte Haß beyder Nationen erhitzte gleich anfangs den Streit über den Vortritt so sehr, daß man sich wieder trennte, ohne auch nur den geringsten vorläufigen Artikel eingeleitet zu haben.

Die Jesuiten waren nicht glücklicher, als sie einen Punkt des Friedens von Verdins auf sich anwenden wollten, durch welchen es jedem vertriebnen Franzosen und jedem Fremden freigestellt worden war, wieder nach Frankreich zu kommen, und sich darinn niederzulassen. Ein Arret des Staatsraths versagte ihnen dieses Hülfsmittel, und sie mußten nun andre Wege einschlagen, auf denen es ihnen besser gelang.

Die

Die Versammlung der Geislichkeit, welche dieses Jahr anfieng und einen Theil des folgenden dauerte, und die Ernennung der Cardinäle erforderte auch die Aufmerksamkeit des Königs. Der Sohn der Frau von Sourdis (4) war unter den Franzosen, welche ernannt wurden, obgleich Heinrich wegen seiner großen Jugend ihn nicht recht würdig dazu hielt. Die Frau von Sourdis erwarb ihrem Sohn den Purpur durch ihre Geschicklichkeit, daß sie ihre Bitte durch die Herzogin von Beaufort unterstützen ließ.

Dies war der Titel, den die Marquisin von Monceaux seit der Geburt ihres zweiten Sohnes angenommen hatte, welche die Zärtlichkeit des Königs und seine Freugebigkeit gegen sie noch unendlich vermehrte. Schon seit langer Zeit schränkte der Ehrgeiz dieser Frau sich darauf nicht mehr ein. Sie strebte nach nichts geringerem, als sich zur Königin von Frankreich erklären zu lassen, und Heinrichs Leidenschaft, die mit jedem Tage zunahm, ließ sie hoffen, es endlich noch dahin zu bringen. So bald sie erfuhr, daß die Bevollmächtigten des Königs zu Rom den Auftrag hatten, die Trennung seiner Ehe mit Margarethen zu suchen, und daß er den Herzog von Luxemburg (5) mit dem Titel eines Botschafters dahin schicken wollte, um diese Sache zum Schluß zu bringen, so glaubte sie, daß dies der günstige Augenblick sey. Weil sie aber dem Bevollmächtigten und wahrscheinlich auch dem neuen Botschafter nicht trauete, so warf sie die Augen auf Sillery, der schon sehr auf ihrer Seite war, und welchen dieser letzte Beweis ihres Zutrauens unfehlbar völlig gewinnen mußte. Sie ließ ihn kommen, erklärte ihm ihre Absichten, und setzte den Belohnungen, womit sie seine Dienste und seine Ergebenheit bezahlen wollte, gar keine Grenzen. Da sie recht gut wußte, was ihn lo-

ken könnte, so versprach sie ihm das Reichsiegel, so bald er von Rom würde zurückgekehrt seyn, sollte sie auch dadurch die Frau von Sourdis, ihre Tänze und vertraute Freundin beleidigen. Ueberdies versicherte sie ihm auch noch die Kanzlerstelle, so bald sie erledigt seyn würde. Sillery verband sich dagegen mit allen Schwüren, die sie nur verlangen konnte, nichts zu versäumen, um von dem Pabst die Legitimation der beyden Söhne, die sie von dem König hatte, zugleich mit der Trennung jener Ehe zu erlangen. Wenn dieser erste Schritt einmal gethan wäre, dann waren nur noch wenige und sehr leichte übrig, um bis auf den Thron zu steigen. Bey ihrem Liebhaber fehlte es ihr nicht an Gründen, um von ihm den Vorschlag, den sie gewählt hatte, bestätigen zu lassen. Der Herzog von Luxemburg reisete nichts desto weniger ab; aber bloß um wieder zurückberufen zu werden, so bald Sillery im Stande seyn würde, ihn abzulösen. Die Herzogin gab sich keine Mühe, dem Hofe den Titel zu verbergen, mit dem sie ihren Günstling bekleidet hatte. Sie arbeitete selbst an seiner Equipage und ließ durch den König die nöthigen Befehle ausfertigen, damit Sillery mit all dem Glanze und der Größe erscheinen möchte, welche ihm den glücklichen Erfolg seiner Unterhandlung versichern könnten.

Um zugleich die Franzosen auf die Standesveränderung ihrer Kinder, welche sie im Sinne hatte, vorzubereiten, erlangte sie von dem König, der diese fast eben so zärtlich liebte als ihre Mutter, daß die Taufe ihres zweyten Sohnes zu Saint - Germain, wo Heinrich damals war, mit eben der Pracht und den Ehrenbezeugungen geschehen sollte, die allein bey der Taufe der königlichen Prinzen üblich sind. Man kann es dieser Frau verzeihen, daß sie durch die knechtische Ehr-

Ehrebietung der Hofleute für ihre Kinder, und durch die Art, wie sie sie selbst anbeteten, heraufsch war. Aber Heinrich verdient nicht so viel Nachsicht, da er, weit entfernt ihr die Augen zu öffnen vielmehr die Befehle zu der Taufe dieses Kindes mit einer Gefälligkeit gab, die genug zeigte, daß die ganze Sache ihm nur zu gut anstand. Ich sagte meine Meinung ganz laut darüber. Öffentlich bemühte ich mich hauptsächlich die Folgerung zu bestreiten, welche die Hofleute wegen der Thronfolge aus der Begünstigung dieser Kinder zogen, die dem König so theuer wären. Er selbst sah gleich nachher ein, daß er viel zu viel erlaubt hatte, und sagte zu mir, man habe seine Befehle überschritten, welches ich auch sehr gern glaube. Das Kind wurde Alexander genannt (6), so wie das älteste Cäsar hieß. Die Hofleute aber taufte ihn nach inmal, und nannten ihn Monsieur, ein Titel, den doch in Frankreich nur der älteste Bruder des Königs oder der vermuthliche Kronerbe führen darf.

Die Herzogin war damit noch nicht zufrieden; sie fieng an in allen Stücken sich das Ansehn einer Königin zu geben. In der That geschah dies wohl weniger aus ihrem eignen Antrieb, (denn ich glaube, sie kannte sich zu gut, als daß sie von selbst diese Idee gehabt hätte) als durch das beständige Einblasen ihrer Kreaturen und Verwandten, welche sie unaufhörlich ansporneten diesen Schritt zu thun. Chiverny, Fresne und die Frau von Sourdis unterstützten sie so, ut von ihrer Seite, daß es bald die Neugierde des ganzen Hofes wurde, der König werde seine Geliebte heirathen, und suche nur aus dieser Absicht zu Rom um die Ehescheidung an. Ein Gerücht das dem Ruhme dieses Fürsten so nachtheilig war, brachte mich auf; ich gieng zu ihm, und stellte ihm die Folgen davon

vor. Er schien mir darüber betroffen, und selbst beleidigt. In der ersten Bewegung wollte er die Frau von Beaufort rechtfertigen; er versicherte mich sehr ernsthaft, sie habe gar nichts dazu beygetragen, und der einzige Beweis, den er darüber anführte, war, daß sie es ihm gesagt hatte. Die Frau von Sourdis und Fresne sollten allein Schuld daran seyn; er zeigte aber zugleich, daß er ihnen eine so wenig ehrerbietige Dreistigkeit gern verzeihe, denn ob er gleich wußte, wie sehr sie schuldig waren, so kamen sie doch ohne die geringste Ahndung davon.

Ein Umstand gab den Schritten, die ich in dieser Angelegenheit sowohl öffentlich als unter der Hand that, ein großes Gewicht. Ich war genöthigt über den Punkt der nahen Ehescheidung einen Briefwechsel mit der Königin Margarethe zu unterhalten, welche endlich nach allen andern auch erfahren hatte, was bey Hofe geredet und gethan wurde. Sie schrieb mir, sie würde fortfahren zu ihrer Trennung von dem König die Hände zu bieten, aber sie fühlte sich empfindlich beleidigt, daß man darauf denken könnte, einer so übel berüchtigten Person, als die neue Herzogin es durch ihren Umgang mit dem König war, ihre Stelle zu geben. Da sie bey ihrer Einwilligung gar keine Bedingungen gemacht hätte, so müsse sie jetzt schlechterdings darauf bestehen, daß diese Frau ausgeschlossen würde, und sie sey über diesen Punkt so fest entschlossen, daß man sich nur gar keine Hoffnung machen möchte, sie durch irgend eine gute oder üble Behandlung zur Veränderung ihrer Gesinnungen zu bewegen. Ich zeigte diesen Brief dem König, und er sah daraus nur noch deutlicher, wie sehr die Ausführung dieser Heyrath alle rechtschafne Leute aufbringen würde; auch

fieng

fieng er jetzt an, seine Meinung und sein Betragen merklich zu ändern.

Ich bildete mir ein, daß dieser Brief vielleicht dieselbe Wirkung auf die Frau von Beaufort thun könnte, wenn sie den Inhalt desselben ersühre. Aber ich wollte es nicht selbst übernehmen, sie damit bekannt zu machen, um mich nicht dem Uebermuth und dem Ungestüm einer Frau auszusetzen, die mich ohnedem als einen Stein des Anstoßes bey allen ihren Entwürfen betrachtete. Ich theilte daher meinen Brief Chisvern und Fresne mit, welche sogleich die Frau von Courdis, und durch diese die Herzogin von Beaufort davon unterrichteten. Aber die Rathgeber dieser Dame waren so leicht nicht in Furcht zu setzen. Sie hatten vorausgesehn, daß ein solcher Schritt, als der, wozu sie den König verleiten wollten, nothwendig eine Menge Schwierigkeiten finden müßte, und sie hatten sich darauf vorbereitet. Das Resultat aller ihrer Berathschlagungen war gewesen, man müsse so viel als möglich eilen, die Sache zum Schluß zu bringen; überzeugt, daß wenn es einmal geschehen wäre, sie keine große Mühe haben würden, diese Handlung in einem Lichte zu zeigen, wo sie entschuldigt werden könnte, und wenn auch das schlimmste erfolgte, so würde man doch nach einigen Unruhen sie als eine Sache, der nicht mehr abzuhelpen wäre, hingehen lassen. Sie kannten den Character der Franzosen und besonders der Höflinge, deren erstes Gesetz ist, zu wollen was der Fürst will, und die keine stärkere Leidenschaft haben, als die Begierde ihm zu gefallen. Mit einem Worte, sie glaubten von allem gewiß zu seyn, wenn nur der König selbst sie nicht im Stiche ließe.

Fresne hatte den Befehl zur Bezahlung der Herolde, Trompeter und der übrigen niedern Hofbedien-

ten, welche bey der Tauffhandlung gebraucht worden waren, aufgesetzt. Er wurde mir so wie alle andern gebracht, um meine Anweisung zur Auszahlung darunter zu setzen. Kaum hatte ich die Augen darauf geworfen, so sah ich mit dem lebhaftesten Schmerz, daß dieses nur ein Denkmal der Schande des Königs war, welches man der Nachwelt aufbewahren wollte. Ohne mich darüber lange zu bedenken, behielt ich diese Schrift zurück, und ließ eine andere aufsetzen, welche bescheidner war, so wie sichs gehörte, und wo die Namen: Monsieur, und Prinz von Frankreich, so wie alles was denselben Sinn haben konnte, weggelassen waren. Zu gleicher Zeit ließ ich die Belohnung der Herolde auf die gewöhnliche Tare herabsetzen, womit sie aber nicht zufrieden waren. Sie kamen bald sehr misvergnügt zurück, und beriefen sich auf den Herrn von Fresne und das Gesetz, welches ihre Rechte bestimmte. Anfangs hielt ich an mich in Gegenwart dieser Leute, deren üble Gesinnung mir bekannt genug war; am Ende aber verließ mich die Geduld, und ich konnte mich nicht enthalten, ihnen mit Unwillen zu sagen: „Geht, geht! es wird nichts daraus. Wisset, daß es jetzt keine königliche Prinzen von Frankreich giebt.“

Kaum war mir dieses Wort entfahren, so vermuthete ich auch schon, daß es mir Handel zuziehen würde. Um ihnen vorzubeugen, gieng ich sogleich fort und suchte den König auf, der in seinen Zimmern zu Saint-Germain mit dem Herzog von Epernon auf und abgieng. Ich zeigte ihm den Befehl, und sagte ihm dabey, wenn dieser so ausgeführt werden sollte, so bliebe ihm nichts übrig, als bekannt zu machen, daß er mit der Herzogin von Beaufort vermählt wäre. „Das ist eine Bosheit von Fresne,“ sagte der König

nig, nachdem er die Schrift gelesen hatte, „aber ich will sie schon verhindern.“ Zugleich befahl er mir, das Papier zu zerreißen, und sagte ganz laut, indem er sich gegen einige Herren vom Hofe, welche die nächsten waren, kehrte: „Sehen Sie nur die Bosheit, und wie man denen, welche mir gut dienen, immer etz was in den Weg zu legen sucht. Da hat man dem Herrn von Kosny einen Befehl gebracht, damit er mich beleidigen sollte, wenn er ihn annähme, oder meine Geliebte, wenn er sich weigerte.“ In der letzten Lage der Sachen war dieses Wort gar nicht gleichgültig. Die Höflinge, welche schon über meine Einfalt gelacht hatten, fiengen an zu glauben, sie möchten wohl selbst betrogen, und diese vorgebliche Vermählung noch nicht so nahe seyn, als sie geglaubt hatten. Der König fuhr fort sich mit mir allein zu unterhalten, und sagte mir, er zweifelte nicht, daß die Frau von Beaufort heftig gegen mich erzürnt seyn würde; er rieth mir daher zu ihr zu gehen, und zu versuchen, ob ich sie mit guten Gründen befriedigen könnte. „Und wenn das nicht hilft“ setzte er hinzu, „so will ich als Herr sprechen.“

Die Herzogin hatte ihre Zimmer in dem Kloster von Saint-Germain; ich gieng auf der Stelle zu ihr. Ich weiß nicht, was sie von einem Besuche denken mußte, den ich sogleich mit einer Art von Erklärung anfieng. Sie ließ mir nicht Zeit, sie zu Ende zu bringen. Der Zorn, in dem sie war, erlaubte ihr nicht, ihre Ausdrücke abzumessen, sie unterbrach mich und machte mir Vorwürfe, daß ich den König verführte, und ihm glauben machte: das schwarze sey weiß. „Nun! Nun! gnädige Frau,“ sagte ich, indem ich sie wieder unterbrach, aber dabey äußerst kalt blieb, „wenn Sie den Ton anstimmen, so küsse ich Ihnen die Hände, aber ich

„ich werde darum nicht weniger meine Schuldigkeit thun.“ Mit den Worten verließ ich sie ohne länger warten zu wollen, damit ich nicht von meiner Seite ihr etwas härteres sagen möchte. Der König wurde sehr aufgebracht gegen seine Geliebte, da ich ihm den ganzen Vorgang erzählte. „Kommen Sie,“ sagte er mit einer Bewegung, die mir sehr angenehm war, „kommen Sie mit mir, ich will Ihnen zeigen, daß die Weiber mich nicht beherrschen.“ Da seine Kutsche zu lange ausblieb, so stieg er in die meinige, und auf dem ganzen Wege bis in das Zimmer der Herzogin wiederholte er mir die Versicherung, man sollte ihm niemals vorwerfen können, daß er aus Gefälligkeit gegen eine Frau solche Diener, wie ich, die nur seinen Ruhm und seinen Vortheil suchten, vertrieben oder auch nur misvergnügt gemacht hätte.

Die Frau von Beaufort hatte, so wie ich sie verließ, gleich erwartet, daß der König bald zu ihr kommen würde, und daher in der Zwischenzeit sich auf ihre Rolle vortrefflich vorbereitet. Sie sowohl als ich sahe den Sieg, den einer von uns davon tragen würde, als die glückliche oder unglückliche Vorbedeutung seines künftigen Schicksals an. So bald man ihr den König meldete kam sie ihm bis an die Thür des ersten Saals entgegen. Ohne sie zu umarmen, noch ihr die gewöhnlichen Liebkosungen zu machen, rief er, „Kommen Sie, Madam, kommen Sie in Ihr Zimmer, und daß Niemand mit hineingehe, als Sie, Rosny und ich; denn ich will mit Ihnen beiden reden, und machen, daß Sie in gutem Verständniß mit einander leben.“ Er ließ die Thür verschließen und sah selber nach, ob etwa Jemand in dem Zimmer, in der Garderobe oder in dem Kabinet wäre. Dann faßte er sie mit der einen Hand, indem er mit der andern mich hielt, und

und sagte ihr mit einer Mine, die sie in der That fremden mußte: die wahre Ursache, die ihn bewogen hätte, sich mit ihr zu verbinden, wäre die Sanftmuth gewesen, die er in ihrem Character zu bemerken geglaubt hätte. Er sähe aber aus dem Betragen, welches sie seit einiger Zeit angenommen habe, daß das, was ihm Wahrheit geschienen hätte, nur Verstellung gewesen wäre, und daß sie ihn betrogen hätte. Er warf ihr die schlechten Rathschläge, denen sie Gehör gebe, und die wichtigen Fehlertritte vor, die eine Folge derselben wären. Mich überhäufte er mit Lobsprüchen, um durch den Unterschied unsers Verfahrens die Herzogin fühlen zu lassen, daß ich allein seiner Person treu ergeben wäre. Er befahl ihr, ihren Widerwillen gegen mich zu überwinden, dergestalt, daß sie künftig sich durch meinen Rath leiten liesse; denn gewiß würde er mich um ihrentwillen nicht fortjagen.

Die Frau von Beaufort begann ihre Antwort mit Seufzern, Schluchzen und Thränen. Sie nahm eine schmeichelnde und unterwürfige Mine an, und wollte Heinrichs Hand küssen. Nichts von allem, was sie fähig glaubte, sein Herz zu rühren, unterließ sie. Nur erst nach allen diesen kleinen Kunstgriffen nahm sie das Wort, um sich schmerzlich zu beklagen, daß, anstatt der Gegenliebe, die sie von einem Fürsten erwarten könnte, dem sie ihre ganze Zärtlichkeit geschenkt hätte, sie nun sich einem von seinen Bedienten aufgeopfert sehen mußte. Sie wiederholte alles, was ich gegen ihre Kinder gesagt und gethan hatte, um dem König gegen mich aufzubringen; dann stellte sie sich, als ob sie unter ihrer Verzweiflung erlage, sank auf ein Bette nieder, und schwur, daß sie nach einer so schimpflichen Beleidigung hier den Tod erwarten wollte. Der Angriff war heftig, Heinrich hatte sich nicht darauf gefaßt

gemacht. Ich beobachtete ihn. Ich sah, daß sein Herz wankte, aber er ermannte sich so schnell wieder, daß seine Geliebte es nicht wahrnahm. Er fuhr in demselben Ton fort, und sagte ihr, sie hätte sich die Mühe ersparen können, um einer so kleinen Ursach willen, so viel Kunstgriffe anzuwenden. Dieser Vorwurf beleidigte sie empfindlich, ihre Thränen flossen noch häufiger. Sie schrie, sie sähe wohl, daß sie verlassen wäre, und ohne Zweifel nur um ihre Schande und meinen Triumph zu vergrößern hätte der König mich zum Zeugen mitgebracht, da er ihr die härtesten Dingesagte, die man einer Frau nur sagen könnte. Dieser Gedanke schien sie in eine wahre Verzweiflung zu stürzen. Heinrich verlor endlich die Geduld: „Beym Himmel! „Madam, rief er, das ist zu viel. Ich sehe wohl, „daß man Sie zu dieser Spielerey abgerichtet hat, um „zu versuchen, ob man mich dahin bringen könnte, einen Diener wegzujagen, ohne den ich nicht fertig werden kann. Ich erkläre Ihnen hiemit, daß, wenn „ich in die Nothwendigkeit versetzt werden sollte, zu „wählen, ob ich den einen oder die andre verlieren wollte, ich eher zehnmal eine Geliebte, wie Sie, als einen Diener, wie er, aufopfern würde.“ Er ließ ihr auch den Ausdruck, Bedienter, den sie gebraucht hatte, nicht hingehen, und fand es sehr unschicklich, daß sie ihn auf einen Mann anwendete, dessen Haus die Ehre hatte, mit dem seinigen verwandt zu seyn.

Nach diesen niederschlagenden Reden verließ er die Herzogin plötzlich und war im Begriff zum Zimmer hinaus zu gehen, ohne durch den Zustand, worinn er sie sah, gerührt zu seyn. Wahrscheinlich kannte er sie genug um zu entdecken, wie viel angenommenes Wesen und Verstellung in ihrem Betragen war. Ich für meinen Theil wurde dadurch betrogen, so, daß sie mich dauer-

dauerte, und ich kam nicht eher aus meinem Irrthum zurück, als bis die Frau von Beaufort, da sie sah, daß der König im Begriff war, so erzürnt von ihr zu gehen, daß sie befürchten mußte, er möchte vielleicht gar nicht wiederkommen, auf einmal ihre Rolle veränderte. Sie lief hin, ihn aufzuhalten und warf sich ihm zu Füßen, nicht mehr um ihn dadurch zu überraschen, sondern wegen ihres Fehlers um Verzeihung zu bitten. Sie fieng an sich zu entschuldigen, und hatte dabey eine sanfte und heitre Mine. Sie schwur ihm, sie hätte nie einen andern Willen gehabt, als den seinigen, und würde auch nie einen andern haben. Eine schnellere Scenenveränderung läßt sich nicht denken. Ich sah jetzt nur ein angenehmes, gefälliges Weib vor mir, alles, was sie mir eben erst gesagt hatte, schien mir ein Traum zu seyn. Der Frieden unter uns beyden wurde von ganzem Herzen geschlossen, und wir trennten uns als die besten Freunde.

Gegen das Ende des Octobers empfand der König zu Monceaux einige geringe fieberhafte Bewegungen, woraus aber bald einer der heftigsten Anfälle wurde. (7) Man schrieb es einem Ueberfluß an schlechten Säften zu, wovon er sich durch eine Arzney befreite. Da das Fieber am Ende nachließ, so glaubte er sich geheilt. Er schrieb mir dieses nach Paris, doch, setzte er hinzu, wäre ihm von seiner Unpäßlichkeit eine düstere Niedergeschlagenheit geblieben, die ihm nicht gewöhnlich wäre, er wollte aber suchen, sie durch Bewegung zu zerstreuen, wenn er Kräfte genug dazu hätte. Dies war der Vorläufer einer heftigen Krankheit, die ihn wenige Tage nachher befiel, und in die größte Gefahr stürzte. Ich hatte den Schmerz ihn in diesem Zustande zu finden, da ich auf seinen Befehl, der in jenem Briefe enthalten war, mit Chatillon und d'Incar-

carville nach Monceaux kam. Lange Zeit glaubte ich, ich sey nur gekommen, um meinen Herrn in meinen Armen sterben zu sehen; denn ich durfte Monceaux nicht verlassen, so lange seine Krankheit dauerte, und er rief mich fleißig an sein Bette. In einem dieser Augenblicke, wo das Uebel, das sich immer hartnäckig verdoppelte, uns alle Hoffnung benahm, daß die ganze Kunst der Aerzte es jemals überwinden würde, und wo er selbst überzeugt war, daß er sterben mußte, sagte er zu mir: „Lieber Freund, ich fürchte den Tod nicht; daß wissen Sie besser als Jemand, da Sie mich in so mancher Gefahr gesehen haben, der ich mich leicht hätte entziehen können; aber ich gestehe, daß es mir weh thut, das Leben zu verlassen, ehe ich dies Reich zu dem Glanz erhoben habe, den ich mir vorgesetzt hatte, und ehe ich meinen Völkern, dadurch daß ich sie von einem Theil der Abgaben befreie, und sie mit Milde regiere, beweisen kann, daß ich sie wie meine Kinder liebe.“

Heinrichs gute Leibesbeschaffenheit siegte endlich über das Uebel, es verschwand, (8) als ob es auf einmal weggenommen worden wäre, und die Freude über seine Genesung folgte schnell auf den Kummer, in den wir versunken waren. Er hatte nur noch einen kleinen Rückfall, aber ohne irgend einen gefährlichen Umstand. Ich erfuhr es schriftlich von ihm selber zu Paris, wohin ich gleich zurückgekehrt war, so bald ich ihn außer Gefahr sah. In einem andern Briefe vom 6ten November, den Schomberg, der von Monceaux zurückkam, mir mitbrachte, schrieb mir der König endlich, daß er völlig hergestellt sey; bis auf eine gewisse Schwermüthigkeit, die er nicht los werden konnte, ob er gleich die Vorschriften der Aerzte in allen Stücken genau befolgte. Die Herren Marescot, Martin und
 Rosset

Kosset waren auf die Nachricht von seiner Krankheit nach Monceaux gegangen, um seinen Leibärzten mit ihrem Rath beizustehen. Er hatte die Aufmerksamkeit, ihnen ihre Reise zu vergüten, und befahl mir, jedem von ihnen 100 Thaler, und seinem Wundarzt Regnault 50 auszuzahlen.

Der König war noch zu Monceaux als der Cardinal von Florenz, der an dem Frieden von Bervins so großen Antheil hatte, aus der Picardie nach Rom zurückkehrte, und durch Paris gieng, um von dem König Abschied zu nehmen. Heinrich schickte mich in die Stadt, um ihn zu empfangen, und befahl, daß man ihm die größten Ehrenbezeugungen erweisen sollte. Er bedurfte bey dem Pabst des Beystandes eines so mächtigen Cardinals, der hernach selbst den Römischen Stuhl bestieg. Ich unterließ daher nichts um die Absichten des Königs zu erfüllen. Da der Legat Lust bezeigte, Saint-Germain en Laye zu sehen, so ließ ich dem Bettmeister Momier sagen, er sollte die schönsten Tapeten der Krone in den Zimmern und Sälen des Schlosses aufhängen. Momier gehorchte so pünktlich aber mit so wenigem Verstande, daß er um das Zimmer des Legaten zu puzen eine Tapete wählte, welche die Königin von Navarra hatte machen lassen, die in der That sehr prächtig war, aber nichts als eben so satyrische als witzige Sinnbilder und Inschriften gegen den Pabst und den Römischen Hof vorstellte. Der Prälat wollte durchaus, ich sollte einen Platz in seinen Wagen nehmen um nach Saint-Germain zu fahren. Zum größten Glücke aber verbat ich es und gieng voraus, um zu sehen, ob alles in Ordnung wäre. Hier entdeckte ich den Fehler des Bettmeisters, und ließ ihn schnell verbessern. Der Cardinal würde gewiß einen solchen Irrthum für eine absichtliche Beleidigung genommen,

men, und auch dem Pabst so vorgestellt haben. Da ich nachher erwog, daß kein Unterschied der Religionen zu solchen Ausfällen berechtigen kann, ließ ich alle diese Inschriften auslöschen.

Lange schon hatte ich gewünscht, des Friedens in Ruhe genießen zu können, um endlich die Finanzgeschäfte gründlich zu Stande zu bringen. Alles, was ich bisher hatte thun können, schränkte sich darauf ein, das Uebel zu lindern. Weit entfernt, ihm an die Wurzel zu kommen, und es einmal für allemal auszurotten, hieß es bey den verschiedenen Bedürfnissen des Staats, welche während des Krieges immer eins auf das andre folgten, schon etwas großes, den Finanzen nur so vorzustehen, daß die Unordnung nicht noch vermehrt wurde. Es ist wahr, wenn man die Sache genau betrachtete, so schienen sie an völlig unheilbaren Wunden zu leiden, und es gehörte schon unüberwindliche Geduld und Muth dazu, diese nur zu untersuchen. Der erste Anblick zeigte nichts, als allgemeinen Miskredit, einige hundert Millionen, die der königliche Schatz schuldig war, ganz und gar keine Hülfquellen, einen höchsten Grad des Elends und nahen gänzlichen Umsturz. Aber dieser verzweifelte Zustand selbst machte es um so dringender keinen Augenblick zu verlieren, um dies große Werk anzufangen, so lange die Bequemlichkeit der äussern Verhältnisse wenigstens noch den Schein eines möglichen guten Erfolgs übrig ließen. Alles war ruhig, die Truppen, welche unterhalten wurden, ansehnlich vermindert, und der größte Theil der übrigen Kriegsunkosten hatte aufgehört. Der Staatsrath hatte endlich die vergebliche Mühe, mir die Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen, aufgegeben, und ich befiel sie fast allein unter Händen. Diese Herren ließen sich kaum mehr herab zu den Versammlungen

zu kommen, wenn nicht Eigennutz oder der Vortheil irgend eines Verwandten oder Freundes sie dahin zog. Alles wurde darinn nach meinem Rath vorgetragen, und nichts ohne meinen Willen ausgeführt. Der König hatte kein Geheimniß mehr vor mir, und bekleidete mich mit der ganzen Gewalt, die er vergeben konnte. Alle diese Betrachtungen ließen mich glauben, daß wenn jemals das Unglück, das durch so lange und grausame Bürgerkriege verursacht war, gehoben werden könnte, so müßte es jetzt oder nie geschehen.

Ich habe von dem Himmel ein ziemlich festes Temperament erhalten. Mein Körper ist fähig eine lange Arbeit und die größte Anstrengung des Geistes auszustehen, (9) ich habe eine natürliche Neigung zur Ordnung und Sparsamkeit, die ich in den 25 Jahren, da ich dem König diente, durch ein besonders Studium der Finanzwissenschaften noch vermehrt hatte. — und, wenn ich es sagen darf, eine noch größere Leidenschaft für Tugend und Ehre. Dies waren die Gesinnungen, mit denen ich die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten angetreten habe. Man ist dabey nicht darüber erhaben, Fehler, selbst wichtige Fehler zu begehen; aber — Erfahrung und der glückliche Erfolg meiner Arbeit berechtigen mich, es zu sagen — man kann versichert seyn, daß die Finanzen eines Staats in gute Hände gefallen sind, wenn der, der sie verwaltet, gesunde Beurtheilungskraft mit viel Arbeitsamkeit und Genauigkeit, und noch mehr Rechtschaffenheit verbindet. Ich wage es nicht, mir eine größere Aehnlichkeit mit dem Bilde eines wahren Financiers, das ich jetzt entwerfen will, zuzuschreiben, denn ob ich es mir gleich immer zur Nachahmung vorgestellt habe, so bin ich doch weit entfernt mir einzubilden, daß ich mich selbst für ein Muster ausgeben könnte.

Das

Das kürzeste wäre, zu sagen, der Mann, der an die Spitze der Staatsangelegenheiten gestellt wird, muß ganz ohne Leidenschaften seyn. Aber es hieß ihn zu gar nichts machen, wenn man ihm eine unmögliche, oder blos idealische Existenz gäbe; wir wollen also nur von ihm verlangen, daß er die ganze Niedrigkeit des Hochmuths, die ganze Thorheit des Ehrgeitzes, und die ganze Schwachheit des Hasses und der Rachsucht kenne. Weil ich mich hier auf nichts einlassen will, als was ihn geradezu und allein angeht, so rede ich nicht davon, wie niedrig es ist, irgend Jemanden thätlich oder nur mit Worten zu mishandeln, und den Unterdienten die Befehle nicht anders zu geben, als im Zorn und übler Laune, und mit Flüchen begleitet. Der Finanzminister lebt für das Allgemeine; er muß freundlich seyn, und für Jedermann zugänglich, außer für die nicht, die ihn zu bestechen suchen, und vor allen Dingen nie den Grundsatz aus den Augen verlieren, der einer der wichtigsten in dem Innern der Staatsverwaltung ist, daß ein großes Land nach allgemeinen Regeln beherrscht werden muß, und daß die Ausnahmen allein Klage und Unzufriedenheit hervorbringen.

Die Kenntniß des Ranges und des Unterschieds der Stände ist diesem Grundsatz gar nicht entgegen; sie ist einem Minister wesentlich nothwendig, damit er sowohl in seinen Behandlungen die Verhältnisse beobachte, welche die französische Höflichkeit unter den Ständen festgesetzt hat, als auch damit er sich vor dem Irrthum hüte, daß seine Reichthümer und sein Kredit ihn über alle andre erhebe. Die Neigung zu dem andern Geschlecht ist eine Quelle von Schwachheiten und Ungerechtigkeiten, welche ihn ohne Zweifel über die Grenzen seiner Pflicht hinausreißen müssen. Die Leidenschaft für das hohe Spiel wird ihn Versuchungen aussetzen,

sehen, die für einen Mann, der das Geld des Königreichs in Händen hat, noch tausendmal schwerer zu überwinden sind. Damit er nicht in diesen Fehler verfalle, sehe ich mich genöthigt ihm vorzuschreiben, daß er weder Karten noch Würfel kennen soll.

Alles was zur Wollust und Weichlichkeit führt, erregt gewöhnlich einen Ekel vor der Arbeit. Der Staatsmann muß daher in der Mäßigkeit ein Mittel gegen den Aufwand und die zu große Lusternheit der Tafel suchen, die nur dazu dienen, Geist und Körper zu entnerven. — Trunkenheit ist ein Laster, daß kein ehrbarer Mann kennt. Eben sowohl muß ein arbeitssamer Mann hochgewürzter Speisen und starker Getränke sich enthalten. Er muß sich zu jeder Stunde, es sey wenn es wolle, sein Kabinet nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm machen; er kann sich daher nicht genug hüten, seinen Kopf nicht mit Bällen, Maskeraden und andern Lustbarkeiten zu erfüllen. Alle diese Kleinigkeiten haben so etwas an sich, welches das Herz eines Philosophen und selbst eines Menschenfeindes weichlich machen kann.

Ich sage eben das von der Jagd, von Equipagen, einer zahlreichen Livree, prächtigen Aufputz der Zimmer, von Gebäuden und allen andern Erfindungen des Luxus. Der Geschmack, den man für eine von diesen Sachen hat, artet bald in eine Sucht aus, deren geringste Wirkung der Zeitverlust ist. Verschwendung, Untergang und Schande sind die gewöhnlichen Folgen davon. Nur ein Mann, der sich nicht mit sich selbst unterhalten und für sich leben kann, mag den ganzen Tag den Kopf blos von Säulen, Galerien, und Vergoldungen voll haben, und zeitlebens hinter Statuen, Antiken und Medaillen hervrennen. Seyd

mit einem mittelmäßigen Gemäh'de zufrieden! Der feine Geschmack, mit großen Kosten und eben so großer Geistesunruhe Originale und andre seltne Stücke zu sammeln, ist bloß Vorurtheil.

Bei allen diesen Grundsätzen bin ich jedoch weit entfernt, einem Staatsmann alle Rückkehr zu sich selbst und alle Arten des Vergnügens versagen zu wollen. Er soll sich Freuden machen, und auch für sein eignes Vermögen sorgen, aber nur geschehe das Eine ohne daß er zu sehr sich zerstreue, und das Andre, ohne daß er sich beschimpfe und herabsetze. Es ist einer der Vortheile des Geistes, der Ordnung und Mäßigung, daß wer ihn besitzt, wenn er nur lange genug lebt, sich unvermerkt im Ueberfluß befinden wird. Das Glück machen, welches ein so verhaßter Ausdruck geworden ist, weil es gewöhnlich nur Ungerechtigkeit, Druck und Grausamkeit in den Bedienungen, oder niederträchtige Kunstgriffe, unwürdige Schmeicheleien, knechtische Wegwerfung, oder gar Betrug und Verrath bey Hofe andeutet, wird eine bloß natürliche Folge, selbst eine Tugend, wenn man darinn bloß den Preis der Arbeit und die rechtmäßige Belohnung guter Handlungen sieht. Um jeden Irrthum zu vermeiden, setze ich aber hinzu, man muß sie darinn so klar und deutlich sehen, daß sie von selbst in die Augen fallen, und unsere größten Feinde zwingen, dies einzugestehen (10).

Zu dem Ende sollte man es zum Gesetz machen, daß wer die Verwaltung der Finanzen oder irgend eines andern Zweiges der Regierung übernimmt, eine Art eines öffentlichen Geständnisses ablegen und von Zeit zu Zeit wiederholen müßte. Er sollte nemlich bey der Antretung seines Amtes gleich einen genauen und umständlichen Aufsatz seines gegenwärtigen Vermögens

mögens geben, und, wenn er das Ministerium ver-
 ließe, einen ähnlichen; damit die Veränderung seiner
 Umstände andern eben so gut bekannt würde als ihm
 selbst. Ich habe dem Publikum schon von allen den
 Vermehrungen meines Eigenthums und den erhöhten
 Würden, bey den verschiednen Gelegenheiten, wo sie
 mir zu Theil worden sind, Rechenschaft abgelegt.
 Bey dieser Methode will ich auch ferner bleiben; weil
 mir aber diese Sache selbst, ihrer Natur nach, eine
 Art von Berechnung zu erfordern scheint, so will ich
 Jedermann in den Stand setzen, diese selbst zu ma-
 chen, bis er am Ende dieser Memoiren sie völlig
 schließen kann.

Die Güter meines Vaters wurden zu gleichen
 Theilen zwischen mir und dem einzigen von uns vier
 Brüdern, der mir übrig blieb, getheilt. Meine Por-
 tion brachte mir, wenn ich das Heyrathsgut meiner
 Gemahlin, welches 10,000 Livres ausmachte, dazu
 rechne, ungefehr 15 bis 16,000 Livres jährlicher Ein-
 künfte. In den ersten 20 Jahren, wo der König fast
 gar keine Gelegenheit hatte, seine Diener zu belohnen,
 wurde auch mein Vermögen nicht größer, und dies
 war alles was ich besaß, als mir die Finanzen über-
 geben wurden. Ich weiß wohl, daß Mancher sich ei-
 nes solchen Geständnisses schämen würde, aber ich ha-
 be schon gesagt, ich finde in diesem Betracht nur eine
 Sache, über die man erröthen muß, — die Schande,
 schlecht erworbner oder zweifelhaft rechtmäßiger Güter.
 Mir kann man weder Erpressungen, noch Konfiska-
 tionen, noch zwendeutige Vortheile vorwerfen. Alles,
 was ich zu meinem ersten Kapital hinzugehan habe,
 sind bloße Wohlthaten des Königs; ich kann sagen,
 daß ich alles nur Einem Gott und Einem Herrn schul-
 dig bin.

Bis zu dem jetztlaufenden Jahre 1598 hatte ich folgende Summen auſſer meinen eignen Einkünften erhalten. 2000 Livres Beſoldung als Rath von Navarra, eben ſo viel als Staatsrath, und 3600 Livres Penſion, die der König mit dieſer Stelle verbunden hatte. Mein Gehalt als Mitglied des geheimen Raths hatte ſich Stufenweiſe und nach Verhältniß der Dienſte, die der König von mir zu erhalten glaubte, vermehrt; jetzt betrug es 20,000 Livres. Heinrich ſetzte meine Compagnie Gens d'armes, die erſt nur 50 Mann ſtark war, auf hundert; ſie wurde nachher mit der Compagnie der Königin zuſammen geſchmolzen, und ich zum Capitain-Lieutenant derſelben gemacht; dieſes trug mir jährlich 5000 Livres ein. Er ernannte mich noch zum Conſeiller d'honneur bey dem Parlament zu Paris, aber ohne Beſoldung; und um dieſe Zeit war es, daß die erſte Dispensation von der Regel der 40 Tage ertheilt wurde; der junge Chauvelin erhielt ſie, weil er 4000 Thaler gab. Ich werde nur einen Artikel von dem Gouvernement von Mante, das ich vor kurzem erhalten hatte, und dem von Bergerau machen, das ich nachher bekam. — Dies war damals der Zuſtand meiner Glücksgüter; ſie hatten biſher nur langſam zugenommen, deſto ſchneller vermehrten ſie ſich in den folgenden Jahren durch die großen Bedienungen mit denen der König mich beehrte, und durch ſeine Geſchenke, die ſo beträchtlich waren, daß der Artikel, wo ich ſie alle zuſammenſtellen werde, einer von den wichtigſten werden wird. Ich verſpreche darinn alles, bis auf die kleinſten Beweiſe ſeiner Freygebigkeit, und auch die, welche ich von den andern königlichen Perſonen erhielt, anzuführen. Ehe ich mich aber in eine Unterſuchung der Finanzen und des Einzelnern derſelben einlaſſe, wie ich es verſprochen habe, will ich erſt, weil ich einmal den Anfang gemacht habe

be das Publikum von meinen persönlichen Anlagen zu unterrichten, auch das Bild vollenden, indem ich meine täglichen Beschäftigungen, und meine ganze Lebensart, seitdem ich in öffentlichen Aemtern stehe, erzähle. Es ist hier der Ort, wo dieses am schicklichsten geschehen kann, ob ich gleich, um alles auf einmal zu sagen, mich so darstellen muß, als wäre ich schon mit allen den Würden bekleidet gewesen, die ich erst nachher erhielt. An jedem der sechs Werktage in der Woche wurde eine Rathesversammlung gehalten. Die erste und wichtigste von allen war die, welche der Staats- und Finanzrath hieß, dieser nahm allein den Dienstag, Donnerstag und Sonnabend weg, wo jedesmal zwey Sitzungen gehalten wurden, die eine den Vormittag, die andre den Nachmittag. Der König war das Haupt desselben, und wohnte ihm regelmäßig bey. Die Prinzen, die Herzoge und Pairs, die hohen Kronbedienten, die Ritter der königlichen Orden und die, welchen der König Anwartschaften gegeben hatte, hatten Sitz und Stimme darin. Man nahm hier alle Arten von Bittschriften, über welchen Gegenstand sie auch seyn mochten, an und untersuchte sie; vorzüglich aber beschäftigte man sich mit denen, welche Staatspensionen betrafen, und man hatte angefangen, diese mit so viel Sorgfalt und Genauigkeit abzuzahlen, daß sie bald allen andern Arten von Gütern, und selbst liegenden Gründen vorgezogen wurden. An den drey übrigen Tagen der Woche wurden eben auch früh und Abends Rathesversammlungen gehalten, welche man Ausschüsse nannte, und die aus einer gewissen Anzahl besondrer Ráthe bestanden. Hier untersuchte man, was für jedes dieser Kollegien gehörte; entstanden Streitigkeiten darinn, so wurden sie vor die Tribunále gebracht, die das Recht hatten, darüber zu entscheiden, und man sorgte, daß sie schnell und unparteyisch Recht sprechen mußten.

Ich gehörte zu allen diesen Rathsverfassungen, und hatte gewöhnlich den Vorsitz darinn, wenn der König nicht zugegen seyn konnte, und dieses geschah oft, hauptsächlich bey den Ausschüssen. Im Staatsrath, den ich fast ganz allein dirigirte, fehlte ich niemals. Alle Briefe und Bittschriften, die darin vorge schlagen werden sollten, waren an mich gerichtet; und weil nur wenige Fragen eine allgemeine Berathschla gung erfordern, so gab ich immer bey dem Vortrag zugleich auch mein Gutachten. Oft auch brachte ich gleich die Arrêts schon aufgesetzt mit, damit alles in einer Sitzung abgethan werden konnte, und selten wurde etwas darin verändert. Ich habe immer den Grundsatz gehabt, daß die Antworten bey wichtigen Angelegenheiten, nie schnell und deutlich genug seyn können; alle Zeit, die man mit Streitigkeiten darüber hinbringt, ist verlohren.

Man sieht leicht ein, wie viel Zeit diese Arbeit allein wegnahm; auch gewöhnte ich mich, Winter und Sommer des Morgens um vier Uhr aufzustehen, und wendete die beyden ersten Stunden des Tages blos da zu an, die Sachen, welche vorgenommen werden sol len, so viel als möglich aufs Reine zu bringen. Ein Minister, der dieses nicht thut, wird in eine Menge Verlegenheiten gerathen und alles in einer Verwirrung und einer ewigen Unentschiedenheit lassen, die ihn end lich zu Boden drücken müssen. — Um halb sieben war ich sters angekleidet, und im Stande, mich in die Rathsverammlung zu begeben, welche um sieben Uhr anging und gewöhnlich um neun aufhörte; wenn wich tige Sache vorkamen dauerte sie aber auch wohl bis zehn oder elfe. Oft geschah es, daß der König, an statt selber hinzukommen, um neun oder zehn Uhr mich, entweder allein oder mit den beyden andern Staats-

Staatsministern (11) Billeroi und Sillery zu sich holen ließ, im Spazierengehen uns seine Meinung mittheilte, und jedem in seinem besondern Fach Aufträge gab. So bald ich von da zurück kam, speisete ich zu Mittage.

Meine Tafel war gewöhnlich nur für zehn Personen gedeckt, weil sie aber mit einer Mäßigkeit bedient wurde, welche den Herren des Hofes, besonders den Lusternen, die sich sehr ernsthaft damit beschäftigen die Kochkunst zu verfeinern, hätte missfallen können, so lud ich selten jemanden dazu ein. Die meiste Zeit waren diese Stellen durch meine Gemahlin, meine Kinder, und etwa einen Freund, der mit mir vorlieb nehmen wollte, ausgefüllt. Man har mich oft bewegen wollen, darinn eine Aenderung zu machen. Ich antwortete aber auf alle diese Vorwürfe mit den Worten eines Alten: sind die Gäste weise, so ist genug für sie da; sind sie es nicht, so entbehre ich gern ihrer Gesellschaft.

Nach der Tafel gieng ich in meinen großen Saal, der um diese Stunde allemal voll Menschen war, weil man wußte, daß ich eine regelmäßige Audienz gab. Alle Welt wurde hier zugelassen, und wenn der Zutritt frey war, so war auch die Abfertigung prompt. Mein Geschmack kam hier mit der Absicht des Königs überein. Ich machte den Anfang mit den Geistlichen von beyden Religionen, und die Landleute, welche bis zuletzt blieben, verloren weiter nichts dabey, als daß sie ein wenig warten mußten. Jedermann mußte abgefertigt seyn, ehe ich den Saal verließ, und ich schickte selbst hin, und ließ die, welche sich im Hofe oder im Garten verspätet hatten, erinnern. War die Sache, die man mir vortrug, gerecht, und hieng sie von mir

ab, so versprach ich mit zwey Worten die Ausführung. Wenn sie ungerecht war, so machte ich darüber einige höfliche Vorwürfe, und weigerte mich, mich damit abzugeben. Gaben sie mir aber zweifelhaft, so rief ich einen Intendanten oder einen von meinen Sekretairs, und übergab ihm die Papiere, worinn die Aufklärung enthalten war; ich versprach, daß sie binnen einer Woche untersucht seyn sollten, und sah auch darnach, daß dies geschah. Eine Sache mochte so verworren seyn, als sie wollte, so durfte sie doch das Kollegium, wohin sie gebracht wurde, nie über einen Mosnath behalten.

Den andern Rathversammlungen, welche Montags, Mittwochs und Freytags gehalten wurden, wohnte ich bey so lange ich konnte, ehe die überhäuften Aemter meine Geschäfte zu sehr vermehrt hatten und auch selbst noch nachher. Nachdem aber die Aufsicht über das Seewesen, das Geschütz, die Bestungen die Gebäude, die Brücken und Straßen, mir allein aufgetragen war, und ich über das noch bey meinen Souvernements mich aufs einzelne einlassen mußte, so sah ich mich genöthigt, diese Geschäfte an die Stelle des ersten zu setzen, und ihnen die Morgenstunden jener drey Tage zu weihen. Der König hielt diese Aemter, besonders die Oberaufseherstellen über die Straßen, 12) über das Baumwesen und die Bestungswerke für wichtig genug, um bey der Ablegung der Rechnungen und der Belege in jedem von diesen Fächern, welches allemal in Gegenwart der Gouverneurs und aller andern dabey interessirten Beamten geschah, die dazu berufen wurden, selbst zugegen zu seyn. Dem ungeachtet verlor ich die andern Kollegia nicht aus dem Gesicht; ich ließ keine wichtige Verathschlagung, hauptsächlich wenn

wenn vom Kriege die Rede war, in meiner Abwesenheit daselbst vornehmen.

Ich suchte meine Stunden so einzutheilen, daß jede dieser Angelegenheiten mir noch Zeit für die andern übrig ließ, und auch für so viele andere, die ich noch nicht genannt habe. Denn welch eine Menge außerordentlicher und unvorhergesehener Geschäfte fiel nicht vor? Wie viel Befehle, Rathfragungen und Briefe von dem König, die mit allen dem nichts zu thun hatten? Man wird sich einen Begriff davon machen, wenn ich im allgemeinen versichere, daß er nicht allein mir sogleich alles entdeckte, was ihm begegnet war, sondern daß auch in seiner Seele nichts vorgieng, welches er nicht in meinen Busen ausgeschüttet hätte. Geheimnisse, Entwürfe, Gedanken, verborgne Krankheiten, häuslicher Kummer und häusliche Freuden, Furcht und Hoffnung, Liebe, Freundschaft, Haß, — Alles mit einem Wort wurde meiner Treue und meiner Vorsichtigkeit anvertrauet; denn ich darf mich dieser Ausdrücke wohl bedienen. In solchen Augenblicken, wo es darauf ankam, Heinrichs Verlangen oder Bedürfnisse zu erfüllen mußte ich alles, auch die dringendsten Geschäfte liegen lassen, Mittel ausdenken, mich in Unternehmungen einlassen, Briefe beantworten und Reisen unternehmen. Alle andere Staatsangelegenheiten hätten dabey leiden müssen, wenn ich nicht zu diesen neuen Zwischenbeschäftigungen, die weder auf Monate noch auf Tage und Stunden festgesetzt waren, die Nacht so gut als den Tag angewendet, und durch einen außerordentlichen Fleiß, die unterbrochnen Geschäfte nachzuholen, alles wieder in seinen natürlichen Gang gebracht hätte.

Man wird sich wundern, wenn man dieses bedenkt, wie wenig Augenblicke, bey dieser großen Wirth-

schaft mit der Zeit, mir für meine häuslichen Angelegenheiten blieben. Die wenigen Momente, die ich dazu anwendete, konnte ich nur zuweilen des Nachmittags an diesen drey Tagen stehlen, und meine Gemahlin mußte sich gewöhnen, alles zu verrichten, wobey es nicht unumgänglich war, daß ich es selber that, oder ich mußte mich auf Geschäftsleute und Bediente verlassen.

Die Erholungen und die Stunden der Ruhe, welche nothwendig zwischen so drückenden Arbeiten Platz finden müssen, waren eben so regelmäßig vorgeschrieben, als die Geschäfte, aber sie wurden auch eben so leicht gestört. Wenn ich so glücklich war, sie mir gewähren zu können, so verließ ich doch deswegen das Arsenal nicht. Dies Schloß habe ich bewohnt, so lange ich die Feldzeugmeisterstelle besaß, bis auf die Zeit, wo der Tod des Königs mich der Ruhe des Privatlebens wiedergegeben hat. In Ansehung der Kriegsbildungen war das Arsenal eine treffliche Schule für die Jugend, und bey ihnen erheiterte sich mein Geist, besonders wenn ich meine Kinder, meinen Schwiegersohn, meine Verwandten und meine liebsten Freunde damit beschäftigt sahe. Die gute Gesellschaft, die sich alle Nachmittage auf diesem Fleck versammelte, die kriegerische Musik, die man hier hörte, und die Lust der männlichen Fröhlichkeit, und des von Weichlichkeit entfernten Vergnügens, die man hier athmete, ist von allem was ich kenne am fähigsten, einen Geist wieder zu stärken, dem Gewohnheit der Arbeit alle Vergnügungen des Müßiggangs und der Trägheit abgeschmackt vorkommen ließ.

Auf welche Art aber auch der Nachmittag verstrichen und die Stunde des Abendessens heran gekommen seyn mochte,

mochte, so ließ ich, sobald sie geschlagen hatte, die Thüren verschließen, und verbot irgend Jemanden noch einzulassen, er müsse denn im Namen des Königs kommen. Von diesem Augenblick bis um zehn Uhr, wo ich zu Bette gieng, war nicht mehr die Rede von Geschäften, sondern blos von Zerstreuung, von Freude und von Herzenergießung mit einer kleinen Anzahl von Freunden, welche gute und vorzüglich angenehme Gesellschafter waren.

Die Stelle eines ersten Ministers erfordert zwar immer einen arbeitsamen Mann, aber es sind nicht zu allen Zeiten dieselben Schwierigkeiten dabei. Mit Recht sind diejenigen zu beneiden, die diesen Posten in einem Zeitpunkt erhalten, wo die Geschäfte schon seit mehreren Jahren in einen regelmäßigen und ruhigen Gang gebracht sind. Sie können, indem sie gelassen am Steuer sitzen, sich mit einer allgemeinen Aufsicht begnügen, und das ganze übrige Manöuvre der Menge von Handlangern überlassen, die unter ihren Befehlen arbeiten. So glücklich bin ich nicht gewesen. Man wird dies schon aus dem gesehen haben, welches ich bei verschiedenen Gelegenheiten habe sagen können, ich will daher nicht noch einmal von den Finanzsachen anfangen, welche damals ein grund- und uferloses Meer waren; aber ich bitte den Leser nur einen Blick auf die gehäuften Hindernisse zu werfen, denen man blos im Innern des Königreichs begegnete. Da war eine Kabale von Aufzählern, über die man sehr genau wachen, und sie wo möglich ganz unterdrücken mußte; da gab es einen Religionsstreit zu endigen, eine mächtige Partey zu befriedigen und im Gehorsam zu erhalten; allgemeine Polizen und Subordination sollten erst eingeführt, und dann auch über ihre Beobachtung gehalten werden. Dies Uebel war so groß,

daß

daß man vor der ungeheuren Anzahl von Offizieren, von Beamten bey der Polizey, den Finanzen, den Gerichten und dem königlichen Hause, die entweder von dem Staat oder aus des Königs Kasse besoldet wurden, weiter nichts wußte, als daß ihre Anzahl in der That unendlich wäre; und daß man erst anfangen mußte, ihre Namen aufzusuchen und in ein großes Register einzutragen, um nachher eine Menge davon ausstreichen zu können.

Die Kriegsangelegenheiten waren noch weit ärger durch einander geworfen. Um hier Ordnung zu machen, war es nicht genug, einen Theil der Truppen abzubauen, wie man sich vielleicht einbildet. Es gehörte eine genaue Kenntniß aller Städte und festen Plätze dazu, von denen aber die meisten dem gänzlichen Verfall so nahe waren, daß sowohl aus dieser Ursach, als auch um die Menge der Besatzungen zu vermindern, die Frankreich unterhält, es nöthig war, die am wenigsten nuzbaren zu schleifen. Dieses konnte aber nicht eher geschehen als nach dem Tode ihrer Gouverneurs, die man ohne Gefahr ihrer Festungen nicht hätte berauben dürfen.

Das Seewesen allein konnte einen Minister ganz allein viele Jahre hintereinander beschäftigen. Dieser Theil der Staatsverwaltung, der so großen und anhaltenden Fleiß erfordert, kann nie einen schleunigen Erfolg haben. Das Seewesen gedeihet nur durch den Wohlstand und den Glanz, die ein Land durch dauerhaften Frieden und eine gute Regierung erhält. Man macht sich keinen Begriff, wie sehr die Marine und der Handel, der davon abhängt, in Frankreich verfallen waren. Der König beschloß mit mir, daß man hierbey mit den allerersten Grundlagen den Anfang machen

chen wollte. Zuerst sollten die Küsten besehen und die Häfen untersucht werden, um zu ihrer Ausbesserung Anstalt zu machen. Damit wollte man sich auch bey der kleinen Anzahl übel zugerichteter Schiffe und Galeeren, die sich noch finden würden, vor jetzt begnügen, bis man im Stande wäre, neue zu bauen; alsdann die Offiziere ernennen, und Matrosen und Steuermänner suchen, deren Fleiß durch Belohnungen ermuntert werden sollte. — Mit einem Wort, man wollte anfangen eine ganz neue Marine zu erschaffen.

Dies alles konnte nur langsam und nach und nach geschehen. Die Finanzen waren das krankste Glied an dem Staatskörper; hier mußte also auch am ersten Hülfe geschafft werden. Man mag die Größe des Uebels beurtheilen, wenn man die Summen liest, die der königliche Schatz hergeben mußte, um die Häupter und die vornehmsten Glieder und Städte der Ligue auf unsere Seite zu bringen. Diese Liste ist sonderbar genug; sie beträgt über 32 Millionen Livres:

Dem Herzog von Lothringen und andern, die in seinen Ver-	
gleich mit eingeschlossen waren	3,766,825 Livres
Dem Herzog von Mayenne, einigen andern und zwey Schweizerregimentern, die der König zu befriedigen übernahm	3,580,000 —
Dem Herzog von Guise und andern	388,000 —
Dem Herzog von Nemours	378,000 —
Dem Herzog von Mercœur für Blavet und einige andre Städte in Bretagne	4,295,350 —

Summa 12,408,175 Livres

Dem

Dem Herzog von Elbeuf, für Poitiers &c.	970,880	livres
Dem Herrn von Villars und dem Ritter von Dife für Rouen und Havre, nebst den Entschädigungen, welche der Herzog von Montpensier, der Marschall von Viron, und der Kanzler erhielten &c.	3,477,800	—
Dem Herzog von Epervon &c.	496,000	—
Für die Unterwerfung von Marfeille	406,000	—
Dem Herzog von Brissac für Paris &c.	1,695,400	—
Dem Herzog von Joyeuse für Toulouse &c.	1,470,000	—
Dem Herrn von la Châtre für Orleans, Bourges &c.	898,900	—
Den Herren von Villeroi und Alicourt für Pontoise &c.	476,594	—
Dem Herrn von Vais Dauphin und andern	678,800	—
Dem Herrn von Balagni für Cambray &c.	828,930	—
Den Herren von Vitry und Médavy	380,000	—
Dem Bidome von Amiens, den Herren von Estournelle, Marquis von Trenel, Gessaval, du Péche, Lamet &c., und für die Städte, Amiens, Abbeville, Peronne, Couchy, Pierrefont &c.	1,261,880	—

Summa 13,041,184 livres

Der.

Den Herren von Belan, Quionville, Joffreville, du Pêche &c. und für Troyes, Nogent, Vitry, Chaumont, Rocron, Chateau- Portien &c.	830,048 livres
Den Herren von Rochefort, und für Bezeley, Macon, Mailly &c.	457,000 —
Den Herren von Canillac d'Achon, Lignerac, Monsan, Fumel &c. und für die Stadt Puy	547,000 —
Den Herren von Monpezat und Montespan &c. und für ver- schiedne Städte in Guyenne	390,000 —
Für Lion, Vienne, Valence und andre Städte in Dauphiné	636,800 —
Den Herren Danadon, le Par- dieu, Bourcanny, Saint- Offange, für Dinan &c.	180,000 —
Den Herren von Leviston, Bau- doin und Beauvilliers	160,000 —

Summa 28,649,327 livres

Meine Leser würden erschrecken, wenn ich ihnen bewiese, daß diese Summe nur noch einen kleinen Theil von denen ausmacht, welche so wohl Franzosen als Ausländer unter den Namen, Gold, Gehalte, Darlehn, Rückstände, Interessen, Renten, u. s. w. von dem königlichen Schatz forderten. Die Summe aller dieser Forderungen, nachdem ich einige Einschränkungen gemacht hatte, deren Gerechtigkeit man ohne große Untersuchung einsah, belief sich doch nach meinem allgemeinen Anschlag auf beynähe 330 Millionen livres. Ich würde die Berechnung hieher setzen, wenn ich nicht glaube, sie müsse besser an ihrer Stelle seyn,

seyn, wenn alle diese besondern Zweige abgehandelt werden.

Hier öffnete sich ein schönes Feld für die Arbeiten eines Oberaufsehers der Finanzen; aber wo sollte er anfangen? Die ungeheure Größe der Staatsschulden machte noch eine Vermehrung der Abgaben nothwendig. Noch dringender forderte das allgemeine Elend, eine Verminderung derselben; und alles genau überlegt fand ich, daß es selbst der Vortheil des Königs war, das Geschrey des öffentlichen Elendes zu ersticken. In der That ist es auch unmöglich sich einen Begriff von dem erbärmlichen Zustande der Provinzen zu machen, besonders von Provence, Dauphine, Languedoc und Guienne, welche völlig von den Kriegen und Gewaltthätigkeiten erschöpft waren, denen sie so lange zum blutigen Schauplatz gedient hatten. Ich erließ dem ganzen Königreich den Rest der noch nicht bezahlten Auflagen von 1596; eine Handlung, wozu mich die Noth eben so sehr, als Mitleid und Gerechtigkeit drang. Dieses Geschenk, durch welches das Volk zu Arthem kommen konnte, kostete dem König 20 Millionen; aber es erleichterte auch die Bezahlung auf das folgende Jahr, welche sonst unmöglich gewesen wäre.

Außer dieser Erleichterung suchte ich das Landvolf noch auf alle Art zu unterstützen denn ich war fest überzeugt, daß es nicht durch die Summen von 30 Millionen, die man alle Jahre in einem so reichen und so ausgedehnten Lande als Frankreich erhob, in den elenden Zustand, worin ich es sahe, versetzt seyn konnte. Nothwendig mußten die Summen, welche durch die Art der Erhebung und die Unkosten erpreßt wurden, noch bey weitem die Gelder übersteigen, welche in die königlichen Kassen kamen. Ich unternahm diese ungeheure

geheure Berechnung. Mit einem Abscheu, der meinen Eifer nur noch vermehrte, entdeckte ich, daß, für die 30 Millionen, welche der König bekam, die Untertanen — fast schäme ich mich es zu sagen, — 150 Millionen geben mußten. Die Sache schien mir unglaublich, aber durch wiederholte Arbeiten überzeugte ich mich von der Wahrheit. Nun wunderte ich mich nicht mehr, woher das Elend des Volks kam, zu einer Zeit, wo man, ungeachtet der Handelslag, die Betriebsamkeit aufgehört hatte oder verfolgt wurde, die liegenden Gründe vernachlässigt und ohne Werth, und die übrigen Güter nach Verhältniß gefallen waren, dennoch dasselbe gezwungen hatte, eine Summe aufzubringen, die seine Kräfte so weit überstieg, weil man, um sie ihm zu entreißen, mit der äußersten Gewaltthätigkeit verfahren war.

Ich griff die Urheber dieses unerhörten Drucks an, das heißt alle Gouverneurs und Offiziere, Obrigkeiten und Finanzbeamten, welche alle, bis auf die geringsten einen unerhörten Mißbrauch von dem Ansehn machten, das sie durch ihre Bedienungen über das Volk erhielten. Der Staatsrath mußte einen Befehl geben, wodurch unter großen Strafen verboten wurde, außer den Steuern und den übrigen von Sr. Majestät verordneten Abgaben, das geringste, unter welchen Namen es auch seyn möchte, ohne eine ausdrückliche Verordnung zu fordern. Den Schatzmeistern von Frankreich wurde aufgegeben, bey Strafe persönlicher Verantwortung jede Uebertretung dieses Gesetzes anzuzeigen.

Dieser Befehl legte der Habsucht aller dieser kleinen Tyrannen einen Zügel an, aber er erregte zugleich ihre ganze Wuth gegen mich. Ob es gleich schimpflich für sie war, es merken zu lassen, so wurden doch

Viele in ihren Klagen laut, als hätte ich sie eines rechtmäßigen Guts beraubt. Der Herzog von Epervon war der erste, welcher austrat, und sogar wagte, mit mir zu Thätlichkeiten zu kommen. Seine letzte Demüthigung hatte ihn doch von seinem hochmüthigen und befehlenden Wesen nicht geheilt. Tausendmal hatten die Provenzen den Augenblick gesegnet, wo er aus ihrer Provinz gegangen war. Jetzt gab es keine Unglückliche mehr darinn, als die, die entweder seine Unterthanen oder zu nahe Nachbarn seiner Güter waren. Alle Jahre wußte er sich auf ihre Unkosten über 60,000 Thaler Einkünfte zu verschaffen.

Durch die Mitglieder des Staatsraths selber, denen diese Verordnung eben so verdrüsslich war als ihm, erfuhr er den Tag, wo sie ausgefertigt werden sollte; und er dachte dieses schon zu hindern. Er nahm seinen Sitz in der Versammlung (13), wendete sich gegen mich, und machte eine hochmüthige und verachtende Vergleichung zwischen der Art, wie Er seinen Namen behauptete, und wie ich den meinigen erniedrigte, durch den neuen Stand, den ich erwählt hatte. Ich antwortete ohne alle Zweideutigkeit auf eine so beleidigende Rede, daß ich mich in jedem Betracht wenigstens für seinesgleichen hielt. Bey diesen klaren Worten verließ ihn die spöttische Kälte, die er bisher angenommen hatte, und das Feuer stieg ihm ins Gesicht; er kam bis zu Drohungen, die ich nicht geduldiger anhörte, als das Uebrige. Ich erwiederte sie mit Lebhaftigkeit, er antwortete in demselben Ton, und ohne weitere Erklärung griffen wir beyde nach dem Deggen. Hätte man uns nicht auseinander gebracht und auf den beyden entgegengesetzten Seiten aus der Versammlung gehen lassen, so glaube ich würde ein Auftritt entstanden seyn, der wenigstens für den Schauplatz,

platz, wo er vorgieng, neu war. Unser Streit wurde dem König erzählt, der damals zu Fontainebleau war, und er billigte den Eifer, mit dem ich bey dieser Gelegenheit die gerechte Sache verfochten hatte, so sehr, daß er mir in dem Augenblick selbst eigenhändig schrieb, meine Aufführung lobte, „und,“ dies waren seine eignen Ausdrücke, „sich erbot, mir gegen d'Espernon zum Sekundanten zu dienen, mit dem er auf meine Art reden wollte, daß ihm künftig die Lust zu solchen Ausfällen vergehen sollte.“ Da der Herzog sah, daß Heinrich sein Betragen sehr übel genommen hatte, machte er mir in dessen Gegenwart Entschuldigungen darüber, und der König selber söhnte uns aus.

Außer diesen Einkünften, welche die Prinzen vom Geblüt, des Königs Schwester nicht ausgenommen, und die Kronbedienten sich so eigenmächtig verschafft hatten, wurde das Volk auch noch durch die Art gedrückt, wie sie ihre wirklichen Renten eintrieben. Unter allen diesen war keiner, der nicht wegen seiner Aemter, oder als Belohnung, als Gnadengeschenk, oder als Bedingung des Vergleichs, den er bey seiner Unterwerfung geschlossen hatte, von dem König besoldet worden wäre. Während der Zügellosigkeit der letzten Jahre war der Gebrauch eingerissen, daß diese Herren, anstatt die Zahlung dieser Pensionen von den königlichen Schatzmeister zu fordern, sich selbst durch die Gelder der Pachtungen, welche man ihnen zur Sicherheit gegeben hatte, bezahlt machten. Einige waren auf die Steuern, andre auf das Salz, auf die Accise von Kaufmannsgütern, auf die Kammergüter, die fünf großen Pachtungen, die anfallenden Aemter, die Flußzölle, die Einkünfte von Bordeaux, die königlichen Gnadenbriefe von Languedoc, von Provence u. s. w. angewiesen. Durch eben dieses Mittel hatte der

König die Bezahlung noch wichtigerer Summen, die er ausser Landes schuldig war, von sich abgewälzt; dahin gehörten die Krone von England, der Churfürst von der Pfalz, der Herzog von Württemberg, der Herzog von Florenz, die Schweizer, die Republik Venedig und die Stadt Straßburg. Auch die Subsidien, welche aus politischem Interesse an auswärtige Fürsten und Freystaaten gegeben werden mußten, trug der König auf diese Weise ab, denn zu allen Zeiten hat sich Frankreich zum freywilligen Schuldner von ganz Europa gemacht. Alle diese verschiedenen Gläubiger hatten nun mitten zwischen den Pachtungen des Königs neue Pachten zu ihrem eignen Vortheil errichtet; ihre Einnnehmer und Rechnungsführer waren mit denen des Königs vermenget, und verstanden es eben so gut, das Volk zu plündern. Ich glaube nicht, daß man einen gefährlichern und zu gleicher Zeit schimpflichern Mißbrauch sehen kann, als wenn alle Welt, und gar noch Fremde, in den Finanzen des Staats wüßten; wenn Monopolisten von allen Nationen den Zinswucher und die Verfolgung auf die schreiendste Art vermehren, und ungestraft sich einen Theil des königlichen Ansehens anmaßen.

Nichts schien mir so dringend nothwendig, als auf einmal die Wurzel dieses Uebels abzuschneiden, und ich that es durch eine zweyte Verordnung, welche allen Fremden und Einheimischen, Prinzen vom Geblüt und Kronbedienten verbot, welchen Vorwand oder Schuldforderung sie auch haben möchten, von den Pachtungen und andern Staatseinkünften irgend etwas zu erheben, sondern sich deswegen blos und allein an den königlichen Schatz zu wenden. Ruhig sah ich das Ungewitter sich aufstürmen, welches diese Verordnung unfehlbar gegen mich erregen mußte. In der That war sie

auch

auch kaum gegeben, so hörte man nichts als das Geschrey der Großen und der vornehmsten Unternehmer, als hätte ich sie an den Bettelstab gebracht (denn anders drückten sie sich nicht aus), da ich sie auf ihren ersten Accord verwies, und sie aus einer andern Quelle bezahlen wollte. Der König, von Natur gegen Klagen empfindlich, konnte sich nicht einbilden, daß sie so ganz unvernünftig wären, und glaubte, ich möchte vielleicht aus Eifer eine Unbesonnenheit begangen haben. Er ließ mich holen, und sagte weiter nichts, als: „Ach! mein Freund, was haben Sie gemacht?“

Es wurde mir nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß Gerechtigkeit und Ordnung das, was ich gethan hatte, nothwendig machten. Ich bewies ihm, daß seine Finanzen nicht so viele Herren haben und so viele Hypotheken tragen dürften; daß seine Pachtungen ihm mehr als zweymal so viel einbringen würden, so bald er sie selber nutzte. Daß auch dieser Vortheil nicht einmal den verschiednen Personen, welche sie inne hätten, zu gut käme, sondern nur ihren Bevollmächtigten und Unterhändlern; daß aber auch, wenn sie ihn selbst genössen, man doch gar nicht ihr Eigenthum angriffe, wenn man ihnen Nutzungen entzöge, auf die sie gar kein Recht hätten. Der König sah das alles recht gut ein, aber er war nur in Verlegenheit, wie er es anfangen sollte, um nicht einen gewissen Edmund, den Agenten der Königin von England; einen deutschen, der des Herzogs von Wirtemberg Faktor war; Gondy, den Pächter des Herzogs von Florenz; den Connetable seinen Gevatter, die vornehmsten Herren des Hofes, und seine eigne Schwester zu beleidigen.

Ich bat den König, nur einen von ihnen holen zu lassen, mit dem ich in seiner Gegenwart reden könn-

te. Der Connetable hatte ihn nur eben verlassen, er wurde zurückgerufen, und Heinrich sagte zu ihm: „Nun, Gebatter, weswegen beklagen Sie sich denn über Rosny?“ „Sire,“ antwortete er, „ich beklage mich darüber, daß er mich mit allen in eine Klasse geworfen, und mir eine armselige kleine Anweisung auf eine Abgabe in Languedoc, von der Sie niemals etwas bekamen, entzogen hat.“ Ich antwortete dem Connetable sehr höflich, ich würde der erste seyn, mich schuldig zu nennen, wenn ich je die Absicht gehabt hätte, daß er etwas dabey verlieren sollte. Zugleich fragte ich ihn, wie viel ihm diese Abgabe einbrächte, denn ich wußte wohl, daß er einer von denen war, welchen die Unterhändler ihre Dienste am theuersten verkauften. Er sagte es, und ich versicherte ihm, er könne darauf rechnen, daß ihm diese Summe auf genaueste ausgezahlt werden sollte. „Das ist recht gut,“ antwortete Montmorency, „aber wer steht mir dafür, daß ich das Geld auf die Minute erhalte wie bis jetzt.“ — „Ich stehe dafür,“ erwiederte ich, „Zum Bürgen setze ich Ihnen Se. Majestät, welche nicht bankrott machen wird. Dies verspreche ich Ihnen, wenn mich der König seine Einkünfte nach meiner Einsicht ferner verwalten läßt, und ich selbst will wieder für ihn Bürgschaft machen, denn ich denke wohl, daß mein gnädigster Herr, wenn ich ihn reich mache, mir auch so viel Gutes thun wird, daß ich nicht werde betteln dürfen.“

Der Connetable, ein gerader und rechtschaffener Mann, war mit meiner Antwort zufrieden, und nahm mit wahren Wohlgefallen meine Meinung an. Er gestand mir, daß er diese Auflage nur für 9000 Thaler des Jahres verpachtete, wovon er noch dem Schatzmeister 2000 abgeben mußte. „Das habe ich recht

„gut

„gut gewußt,“ antwortete ich, „und mein Wille ist, Ihnen von Ihren 9000 Thaler nichts abzuziehen. Es sollen doch noch 18,000 für den König bleiben, und ich will auch 4000 dabei gewinnen.“ Niemand war erstaunter als der Connetable. Er wollte nicht einräumen, daß er bisher so sehr angeführt worden wäre. Der König lachte unterdessen von ganzem Herzen. Den folgenden Tag brachte ich einen Mann zu ihm, der in seiner Gegenwart im Namen der Stände von Languedoc diese Pachtung für 50000 Thaler übernahm. Heinrich bot mir von dieser Summe die 4000 Thaler an, von denen ich gestern im Scherz geredet hatte; ich schlug sie aber aus, und stellte ihm vor, daß das Uebel in den Finanzen, welches ich vernichten wollte, größtentheils daher entstanden wäre, daß der vorige König die Pachtungen unmittelbar mit den Gnadengeschenken beschwert hätte, die er nur gar zu leicht an alle, die um ihn waren, austheilte; dieselbe Unbequemlichkeit würde daher noch einmal entstehen, wenn man nicht alle, die Seiner Majestät nützliche Dienste geleistet hätten, gewöhnte, blos aus seiner Hand ihre Belohnungen zu empfangen. Heinrich gab mir Recht, und ich verlor auch nichts dabei; denn da ich ihm auf diese Pachtung 12000 Thaler mußte vorschießen lassen, schickte er mir durch Beringhen 4000 davon.

Ich brachte alle die, welche in dem Fall des Connetable waren, leicht zur Vernunft. Und in der That, was ist auch vernünftiger, als daß der König selbst seine Einkünfte ziehe! Was die Uebrigen betraf, die ihr Vortheil gegen alle vernünftige Vorstellungen taub machte, so bekümmerte ich mich nicht um ihren Beyfall. — Dieser einzige Artikel vermehrte die königlichen Einkünfte um 60,000 Thaler.

Nichts läßt sich mit der Mühe vergleichen, die es mir kostete, die Geheimnisse der Finanzbedienten zu entdecken. Ich wußte kein besseres Mittel dazu, als endlich einmal den allgemeinen Anschlag der Einkünfte, von dem ich schon geredet habe, ohne Irrthum fertig zu haben; aber darinn lag eben die Schwierigkeit. Mit dem, den ich 1596 auf das folgende Jahr gemacht hatte, war ich nicht zufrieden; auch nicht mit dem von 1597, ob er gleich schon weit genauer war. Der Fehler lag darinn, daß ich keine andern Quellen hatte, nach denen ich ihn verfertigen konnte, als die Angaben und Listen der Intendanten und Schatzmeister, und daß bey allen diesen ohne Ausnahme, so sorgfältig ich auch in der Wahl war, ich doch immer fürchten mußte, überrascht oder betrogen zu werden. Ich fieng also dieselbe Arbeit dies Jahr von neuem an. Zuerst machte ich ein Verzeichniß von all den Steuerausreibungen, welche man in die General-Nemter schickte, und den Edicten, nach welchen die Gelder in dem Königreich gehoben wurden. Dann setzte ich die Tarifs hinzu, welche nach diesen Edicten gemacht waren, und alle Contracte, welche der Finanzrath mit den Haupt, und den Afterspächtern geschlossen hatte. Alle diese Stücke verglich ich mit einander nach den Einsichten, welche meine vorigen Arbeiten mir schon in dieser Sache gegeben hatten. Diesmal glaube ich nun endlich so weit gekommen zu seyn, daß ich den Grund der Sache durchschauete. Bey dem gewöhnlichen Ausschreiben der Steuer giengen einige Mißbräuche vor, aber dies waren die geringsten. Weit beträchtlichere fand ich bey den außerordentlichen Ausschreibungen oder Befehlen zu Vorschüssen auf das künftige Jahr; und die allergrößten schienen mir von den Afterspächtern herzukommen. Die Pächter, welche von dem Finanzrath pachteten, und die Schatzmeister von Frank-

reich,

reich, welche sie zur Erhebung der Abgaben brauchten, zogen davon beynahe zweymal so viel, als die Summe, welche sie bezahlten. Weil aber diese Generalpächter wieder an andere verpachteten, so vermehrte diese Reihe von Asterpachten, die bis ins Unendliche gieng, auch die Unkosten bis ins Unendliche, und diente zu weiter nichts, als eine Menge Menschen, die es durch keine Arbeit verdienten, im größten Ueberfluß zu erhalten. Von ihnen bereicherten sich erst die Mitglieder des Finanzraths, dann ihre Pächter, und dann nach Verhältniß die ganze Reihe der Uebrigen, welche über die Geheimnisse, in welche sie eingeweiht waren, das tiefste Stillschweigen beobachteten.

Ich war außer mir für Freude über diese Entdeckung, die ich dem König mittheilte. Mit seinem Ansehen ausgerüstet, legte ich Arrest auf alle die Gelder von den Steuern, die auf außerordentliche Ausschreiben bezahlt waren. Ohne auf diese zu achten, bezahl ich den Einnehmern, von diesen Geldern so gut als von den andern Rechnung abzulegen, und sie sogleich baar einzuschicken. Alle Asterpachten hob ich für immer auf, und verordnete, daß künftig jeder Theil nur Einen Pächter und Einen Einnehmer haben sollte. Auch hierüber gab es noch großes Geschrey; aber die gescheidesten unter den Pächtern waren so klug zu bedenken, daß ihnen ihre Klagen weiter nichts helfen würden, als sich auszuzeichnen, und da die Stellen durch Abschaffung eines Theils der Kontrahirenden seltner werden mußten, so eilten sie zu mir, aus Furcht müßig übrig zu bleiben, begnügten sich mit einem mäßigen Gewinn, und nahmen auf eigene Rechnung ihre Pachtungen wieder, mit dem Unterschied, daß der König jetzt die Vortheile zog, die sie genossen hatten, weil die Pachtgelder verdoppelt wurden.

So wie ich durch Erfahrung in meiner Arbeit sicherer wurde, so gab ich auch meinen allgemeinen Anschlägen größere Vollkommenheit. Ich ließ es nicht mehr bey dem Schema der Rechnungen bewenden, das die Einnnehmer sich selbst gemacht hatten, sondern ich schickte ihnen schon fertige Modelle zu, wo ich mich bemühet hatte, mit möglichster Deutlichkeit auch zugleich die größte Genauigkeit im Einzelnen zu verbinden. Nachher, wenn ich sie zurückbekam, untersuchte ich sie selbst, und war dabey so strenge selbst über Fehler der Unachtsamkeit, und wenn das geringste ausgelassen war, daß bald nichts mehr ausgelassen wurde, so unbedeutend und verborgen es auch seyn konnte. Alles mußte durch die Belege, welche ich hinzufügen ließ, und mit äußerster Aufmerksamkeit damit verglich, berichtigt werden. So zerstörte ich alle die geheimen Schlupfwinkel der Einnnehmer. Es waren deren nicht wenige: Erdichtungen, vorgeblich nicht erhaltene Schulden, schlechte Münzsorten, Kosten bey den Kammergütern, Erlassungen, Geschenke, Rechte, Schätzungen, Kosten, Sporteln &c. Alles dieses waren Hülfsmittel, welche die Unterbedienten zu ihrem Vortheil anwendeten, weil man sich nicht die Mühe gegeben hatte, alle diese Dinge einzeln nach ihrem wahren Werth zu schätzen, welche alsdann, alle zusammen und weit übertrieben einen großen Theil der Einnahme verzehrten. Die Herren vom Finanzrath, die eigentlich dazüber hätten wachen sollen, kannten selbst die Nützlichkeit dieser Vorwände nur zu gut.

Man gab so wenig Achtung auf die Rechnungen der Einnnehmer, daß diese oft, wenn sie ihre Stellen niederlegten, noch eine Menge Reste schuldig blieben, welche nachher vergessen wurden. Ich schaffte diese Gewohnheit ab. Die, welche die Stellen beka-

men,

men, mußten ihre Vorgänger zur Bezahlung anhalten, und um sie durch das einzige wirkfame Mittel zu zwingen, dabey sorgfältig zu seyn, so wies ich ihnen ihre Besoldungen darauf an. Sie wußten nun sehr gut diese kleinen Bankrotte zu hindern, statt daß sie dieselbe vorher begünstigten.

Verschiedne von denen, welche Gelder auszu zahlen schuldig waren, und hauptsächlich die von der Rechnungskammer, auf welche die meisten Anweisungen gestellt waren, mußten die Ueberbringer derselben durch öftere Verzögerungen so zu ermüden, daß sie endlich sich gefallen lassen mußten nur einen Theil von dem, was die Anweisung betrug, zu nehmen und über das Ganze zu quittiren. Ich verbot die Zahlungen aufzuschieben, oder auch deswegen Gelder ohne zu behalten. Dadurch wurden dem Betrug eine Menge Hülfsmittel abgeschnitten, mit welchen; man den König auf eine unglaubliche Art bestahl; die Verwirrung verschwand nach und nach, und es wurde Tag in den Finanzen.

Nachdem der allgemeine Anschlag, von dem ich geredet habe, und diese Verordnungen und Modelle gemacht waren, las ich sie in Abwesenheit des Königs im Staaterath vor. Der Verdruß meiner Kollegen über meinen Fleiß, und daß man sie nicht mit zu dieser Arbeit genommen hatte, war in die Augen fallend. Sie antworteten mir nur ganz trocken und gleichsam im Scherz: meine Sekretaire hätten gute Tage. In der That hatte ich auch alle diese Stücke eigenhändig geschrieben. Nachdem ich die Versammlung verlassen hatte, gestanden sie doch, daß meine Arbeit unendlich und doch sehr genau wäre, und daß man vergebens mir künftig noch etwas würde zu verbergen

bergen suchen. Zween Tage nachher, da der König im Staatsrath zugegen war, las ich meine Aufsätze abermals vor. Er fragte die Andern, was sie davon hielten. Sie gestanden, daß meine Angaben richtig wären, und daß ich für einen Mann vom Kriegsstande mich schnell genug in Staatsfachen hätte finden lernen. Ich weiß nicht, ob sie an der Verläumdung schuld waren, welche damals ausgesprengt wurde, als ließe ich durch Du-Luat (14) ein Buch schreiben, worin ich, unter dem Vorwand, neue Ideen über die Finanzen zu geben, ohne Barmherzigkeit und Schonung übel von den besten Dienern des Königs redete. Er versicherte mich hingegen, meine Neider möchten thun, was sie wollten, so würden sie nie seine Freundschaft für mich ändern. In der That behandelte er mich auch von dieser Zeit an so, daß ich in ihm nicht einen Herrn sondern meinen Freund zu sehen glaubte. Es konnte mir keine Freude und kein Kummer begegnen, an dem er nicht lebhaften Antheil genommen hätte.

Es wäre zwiefache Undankbarkeit, wenn ich verschwiege, was ich dem König in Ansehung der Finanzen schuldig bin. Nicht genug, daß er mich standhaft in allen meinen Handlungen unterstützte, — so wie bey der Gelegenheit, als der Prevôt und die Eherins von Paris sich weigerten mir ihre Register mitzutheilen, unter dem Vorwand, daß sie mit dem Finanzrath nichts gemein hätten, — daß er meinen Wünschen zuvorkam und mit Güte mich tröstete, wenn mich Widerwärtigkeiten hinderten, wobey er mir gewöhnlich sich selbst zum Beyspiel anführte; so sind auch seine Kenntnisse und sein Rath bey allem was auf die Finanzen Beziehung hatte, mir oft von so großen Nutzen gewesen, daß ich gern gestehe, ich würde ohne ihn vergebens

bens das schwere Werk dieser Reform unternommen haben. Ein großer Theil meiner Ideen stammt von ihm her, und ich hebe verschiedne Aufsätze über Gegenstände, die uns beyde gleich eifrig beschäftigten, und die er, so lang sie sind, eigenhändig geschrieben hatte, als einen kostbaren Schatz auf.

Nach diesem allen muß ich aufrichtig gestehen, daß der größte Theil des Lobes, den die Staatsverwaltung unter Heinrich dem Großen verdient hat, ihm selbst mit Recht gebührt. Andere würden unter ihm mit gleicher Treue und weit größerer Geschicklichkeit als ich gearbeitet haben; denn einem König fehlt es nie an guten Dienern, aber den guten Dienern fehlt oft der König. Die große Schwierigkeit wird immer seyn, einen Fürsten zu finden, der in dem Mann, welcher seine Geschäfte verwaltet, nicht auch den Diener seiner Laune und seiner Leidenschaften suche; der mit eben so viel Weisheit als Scharfsinn es über sich nehme, zu den ersten Aemtern nur Männer zu rufen, die Rechtschaffenheit, Vernunft und Fähigkeiten im gleichen Grade besitzen; und der endlich, selbst voller Talente, nicht die Schwachheit habe, andere darum zu beneiden. Diese Eifersucht des Verdienstes bey einem großen Herrn, welche jedoch voraussetzt, daß er selbst nicht davon entblößt ist, thut in gewissem Verstande einem Staat mehr Schaden, als sein Haß gegen manche Laster Vortheil stiften kann.

Ehe ich aus Bretagne abreisete, machte ich einige Verordnungen in Finanzsachen, welche nach Maassgabe der Natur und der Privilegien dieser Provinz verschieden waren. Nachher schickte ich den Rechnungsmeister Herrn von Maupeou dahin, sowohl um über die Beobachtung meiner Einrichtungen zu halten,

als

als auch um die Pachtungen der Provinz zu einem gewissen Werth zu bringen und die Bezahlung der Gelder, welche ich zum Kapital bestimmt hatte, zu befördern. Zu demselben Ende ließ ich den Besitziger der Rechnungen Co-snard nach Poitou, und Bizouze nach Champagne abgehen. Champigny setzte ich über die Flußzölle in Orleannois und Touraine. — Doch vorjehet sey dieses genug von den Finanzen.

Wir wollten von Dingen andrer Art, die um ihrer Sonderbarkeit willen dies Jahr merkwürdig machen, noch etwas reden. — Man hat noch immer nicht ergründet, was jene Erscheinung seyn könnte, die so oft und von so vielen Leuten im Walde von Fontainebleau gesehn wurde. Es war ein Gespenst mit einer Kuppel Hunde umgeben, welche man von weiten sah, und toben hörte; so bald man sich aber näherte, verschwand alles. (15) An der Küste von Holland sieng man einen Wallfisch, der 80 Fuß lang war. Die Eiber trat so fürchterlich aus, daß sie eine Menge Häuser umriß und einen Theil der Stadt Rom überschwemmte. Ein Gerücht verbreitete sich in Europa, daß die Juden aus Haß gegen die Christenheit dem Großherrs 500,000 Dukaten geboten hätten, um das heilige Grab zu Jerusalem zu zerstören.

Aber die interessanteste aller Begebenheiten, und mit welcher dieses Jahr sich schloß, war der Tod Philipp des zweyten, (16) welcher nach acht oder neun Monathen so schrecklicher Leiden starb, daß die Religion allein ihm die Kraft geben konnte, sie mit so vieler Geduld zu ertragen. In den Augen der meisten Men-

Menschen war aber dieser Heldenmuth nicht einmal ein Verdienst. Wenn man bedachte, daß sein Geiſt und ſeine Herrſchſucht die ganze neue Welt mit dem Blut ihrer unglücklichen Einwohner erfüllte, und über ſeine eignen Unterthanen, wenn er ihnen auch das Leben ließ, doch eben ſo barbariſche Gewaltthätigkeiten ausgeübt hatten; ſo ſah man in den faulen Geſchwüren, die ſeinen ganzen Leib bedeckten, nicht ſo wohl einen natürlichen Zufall, als vielmehr eine Wirkung der göttlichen Rache. Er hinterließ ein Teſtament, welches mir ein zu merkwürdiges Stück ſcheint, um es mit Stillſchweigen zu übergehn. Man weiß nicht genau, ob er es während ſeiner Krankheit dictirte, ob er es eigenhändig dem Kronprinzen übergab, oder ob man es nach ſeinem Tode nebst andern geheimen Papieren in der Kiſte fand, welche er ſeinem Günstling Dom Chriſtoph von Mora anvertrauet hatte. Aber dieſer, an ſich gleichgültige Umſtand iſt auch in Anſehung der Richtigkeit dieſes Stück's, welche durch eine Menge anderer Stellen bewieſen iſt, nicht von Wichtigkeit. Meine Abſchrift erhielt ich durch dieſelbe Hand, woher der König die ſeinige bekam. Jakob Bongars, unſer Agent bey den deutſchen Proteſtanten, ſchickte ſie mir; er hatte ſie von dem Landgrafen von Heſſen, und dieſer von den Städten Venedig und Genua. Sie ſtimmt in allen Stücken ſo genau mit den andern überein, die an verſchiednen Orten verbreitet wurden, daß dadurch jeder Zweifel wegfällt, als wäre ſie von den Feinden Sr. katholiſchen Majeſtät untergeſchoben (17).

Philipp ſängt das Teſtament mit einem aufrichtigen Geſtändniß aller Fehler, die er begangen hat, an. Als den größten nennt er jene Chimäre einer allgemeinen Monarchie, wovon er ſeinen Nachfolger durch ſein
eignes

eignes und durch Karl des fünften Beispiel, ernstlich zurück zu bringen sucht. Er fügt die Lehren des Kaisers seines Vaters zu den seinigen hinzu, ob er gleich gesteht, sie selber nicht genug genutzt zu haben. Er hängt selbst die Aufsätze, die ihm jener hinterlassen hatte, diesem Testament an, (18) damit Philipp III. sie nicht von einander trennen möge. Karl V, Kaiser, Herr von Spanien und Deutschland, in der Kraft seines Alters, mit einer festen und gesunden Leibesbeschaffenheit ausgerüstet und mit Ruhm und Glück gekrönt, entwirft den Plan, die Ungläubigen zu bezwingen, alle Mächte Europas mit der seinigen, und alle Religionen mit seinem Glauben zu vereinigen. — Nach einer langen Reihe von Jahren, mit vergeblichen Anstrengungen hingebacht, legt er alle diese schwindelnden Ideen zugleich mit seinen Kronen ab. Philipp II, sein Sohn, läßt sich durch dieselbe Lockung reizen, und es gelingt ihm nur noch schlechter. Dies ist es, was sein Nachfolger von ihm erfahren soll. Die Verschiedenheiten der Religionen, der Gesetze und der Sitten bey den Völkern von Europa; die große Anzahl fester Städte, womit dieser Welttheil erfüllt ist, und die eben so viel schwere Belagerungen erfordern; die fast gleiche Stufe, worauf diese Nationen in der Kriegskunst stehen; ihr Leichtsin, der sie sters bereit macht, sich dem ersten besten zu überlassen, der sich erbietet, sie von dem Joch einer Herrschaft, die mit ungeheurer Mühe gegründet ist, zu befreien: das alles sind eben so viel Hindernisse gegen diesen verführerischen Plan, die Philipp als durchaus unübersteiglich betrachtet.

Er räumt ein, daß er ehemals anders gedacht habe. Durch das Feuer seiner Jugend sey er zuerst gehindert worden, diese weise Ueberlegung anzustellen; nach-

nachher habe die glückliche Aussicht nach dem Gewinn
zwo großer Schlachten, und die Unruhen, welche Frank-
reich zerrüttern, seine Verblendung verlängert, und
ihn bewogen mit Stolz alle Anerbietungen eines vor-
theilhaften Friedens zu verwerfen. Er glaubt Ursach
zu haben, zu fürchten, daß sein Sohn keinen bessern
Gebrauch von seiner Vernunft machen werde, und er
sucht ihn durch eine getreue Darstellung all der thö-
richten Unternehmungen, wozu ihn dieser lächerliche
Anspruch verführt habe, selbst dafür zu bewahren.

Er klagt sich daher an, daß er gesucht habe, sich
zum Kaiser der ganzen neuen Welt erklären zu lassen;
Italien, unter dem Vorwand eitler Rechte, an sich zu
reißen; die drey Brittischen Königreiche zu erobern;
(eln Project, daß ihm allein in 6 Jahren 20 Millio-
nen bloß in Zurüstungen zu der Flotte gekostet habe,
mit der er diese Macht zu Boden schmettern wollte, und
die man die Unüberwindliche nannte; ob sie gleich 1588
bey ihrem ersten Auslaufen auf Einmal gleichsam ver-
nichtet wurde;) die Niederlande zu unterjochen; die
Französische Monarchie umzustürzen, indem er die
Schwachheit des letzten Königs sich zu Nuze machte,
und die Unterthanen desselben, hauptsächlich die Geist-
lichen gegen ihn empörte; und endlich seinen eignen
Oheim dem Kaiser Ferdinand, und seinen Nessen, dem
Römischen König Maximilian von den Thronen des
Reichs zu stoßen. Die ungeheuren Summen, welche
alle diese Versuche ihm gekostet hatten, sind dabey an-
gemerkt. Sie belaufen sich auf mehr als 600 Millio-
nen Dukaten, und er verweist seinen Sohn auf den
Beweis davon, den er in den Verzeichnissen finden
werde, welche er eigenhändig aufgesetzt und in seinem
Kabinet niedergelegt habe. Dennoch macht er sich über
diese Verschwendung noch nicht so große Vorwürfe, als

über das vergossene Menschenblut; und in der That ist es schauervoll, wenn man sein Geständniß liest, daß er mehr als 20 Millionen Menschen seiner Leidenschaft geschlachtet, und mehr Land, als er in Europa besitze, zur Wüsteney gemacht habe.

Und was hatte er durch das alles erworben? — Diese Anmerkung läßt er seinen Sohn machen. Das Verhängniß, als hätte es seinen eignen Vorthail damit verbunden geglaubt, ließ alle seine schwarzen Entwürfe scheitern. Deutschland entgieng ihm durch die Eifersucht und den Haß eigner Blutsfreunde. England schlugen Wogen und Stürme. Holland entriß ihm die Treulosigkeit seiner Unterthanen, welche die Entfernung vor seiner Rache schützte. Frankreich rettete die Unbeständigkeit der Einwohner, ihr Widerwillen gegen fremdes Joch, und die großen Eigenschaften des Königs, der es beherrschte. So richtete er also durch dieses fürchterliche Lermen und durch die Ströme von Blut nichts aus, als daß er seine Staaten durch das kleine Königreich Portugall vermehrte.

Philipp wendet nun diesen Unterricht genauer auf die Person und die Lage des Erben seiner Macht an. Die Staatsmaximen, von denen kein König von Spanien, und Philipp III. wegen seiner großen Jugend am allerwenigsten abweichen soll, schränkt er auf folgende Artikelein. Um seines eignen Vorthails, um seiner Ruhe und um seiner Völker willen, solle der Nachfolger mit dem König von Frankreich den Frieden erhalten, den Er vor seinem Tode schließen zu müssen geglaubt habe. Nie von dem besten Einverständniß mit dem Papst abgehen, und eine Menge Kardinäle in seinen Vorthail ziehen, um dessen immer desto sicherer zu seyn. Den Kaiser und seine Familie lieben; doch

doch aber das Geld zu den Besoldungen, welche er aus Staatsgründen den Churfürsten, Fürsten und Prälaten Deutschlands ferner geben müsse, nie durch seine Hände gehen lassen, damit sie stets durch diese Freygebigkeit ihm verbunden bleiben mögen. Zugleich solle er immer sorgen, sie untereinander uneinig zu erhalten; durch dieses doppelte Mittel würde er bereinst die Verhältnisse, welche die Zeit zur Erlangung der Kaiserwürde entstehen lassen könne, zu seinem Vortheil zu kehren im Stande seyn. Ueberhaupt möge er um so mehr seine ganze Aufmerksamkeit auf Deutschland richten, da mehr als sonst irgendwo in den Nordischen Ländern dort Verschiedenheit der Vortheile herrsche.

Polen, Dänemark und Schweden sind Staaten, von denen er nichts zu besorgen zu haben glaubt. Das erste, weil auch außer der Entfernung die Politik der benachbarten Fürsten, und Polens eigne schlecht verstandene Staatskunst, seinen König mehr zum Beamten als zum Herrn seiner Unterthanen mache; und die beyden andern eben auch wegen ihrer großen Entfernung, ihrer Armuth und ihrer schlechten Kenntniß der Kriegskunst. Ganz anders spricht er von Frankreich, England und Islandern. Diese betrachtet er als Mächte, die Spanien sehr fürchtbar sind, und gegen die es stets auf seiner Hut seyn soll.

In Ansehung Englands giebt er die Vorschrift, alles zu thun um zu verhindern, daß die Kronen der drey Britischen Reiche nicht auf Einem Haupte vereinigt werden; und von dieser Begebenheit spricht der seine Staatsmann gleichsam im prophetischen Geiste, als ob sie schon ganz nahe wäre. Aus dieser Ursach solle man sich das Geld nicht gereuen lassen, welches

man in diesen Inseln verschwenden müsse, um sich Anhänger zu machen und immerfort eine Menge Rundschafter darinn zu halten; aber man müsse sich andere zu verschaffen suchen, als die Fekigen, deren Treue ihm aus mehreren Ursachen verdächtig sey. Sorgfältig solle man alle die Uneinigkeiten zu nähren suchen, welche die Verschiedenheit der Religionen in diesem Lande sowohl als in Frankreich hervorbringen könne. Die Verwirrungen, welche bey uns durch die Ligue entstanden wären, hält er hinfort für ein unzulängliches und abgenutztes Mittel, weil jetzt ein König auf dem Thron sich befestigt habe, der zu herrschen verstehe. Aber man könne immer noch in beyden Reichen zu tausend andern bürgerlichen Trennungen Gelegenheit geben; hauptsächlich zu solchen, die sie beyde mit einander in Krieg verwickeln oder doch in gegenseitigen Argwohn erhalten müßten. Dies würde geschehen, wenn man die Ansprüche des einen dieser Staaten auf den andern begünstigte, denn ihr natürlicher Haß mache sie schon hinlänglich geneigt dazu. Das größte Unglück für Spanien würde es seyn, wenn diese beyden Mächte sich mit den Niederlanden verbänden; denn alsdann, sagt er, würden sie eine Gewalt erlangen, die im Stande wäre, sich Meer und Land zu unterwerfen. Man müsse durchaus ein Mittel finden, alle Europäische Fürsten von der Schiffarth nach beyden Indien auszuschließen, und dies könne auch keine andern Schwierigkeiten haben, als die von Seiten jener drey Mächte kämen, weniger indessen von Frankreich als den beyden andern, weil dieses keine Seemacht habe. Dies sey noch ein Grund mehr, sich der Niederlande und vorzüglich Englands zu versichern.

Unter allen diesen Rathschlägen Philipps ist keiner, der seinen Sohn zum Kriege verleiten könnte,
nicht

nicht einmal gegen die Niederländischen Rebellen. Im Gegentheil sucht er ihn sorgfältig davon abzuhalten. Das Verfahren, welches er gegen diese Provinzen zu beobachten empfiehlt, ist, ihnen allgemeine Verzeihung angedeihen zu lassen, und weiter nichts von dem Volke zu fordern, als daß es die Spanische Oberherrschaft anerkenne, auf alle die Statthalter, Minister und Beamten, die man dort unterhalten werde, ein wachsames Auge zu haben; sie weder zu lange noch mit einer zu unumschränkten Gewalt im Besitz ihrer Stellen zu lassen, weil man von ihnen am meisten zu fürchten haben würde, wenn sie es sich würden einfallen lassen, sich an die Spitze einer Partey zu stellen. Im Fall aber Spanien den Krieg nicht vermeiden könne, so solle Philipp III sich von den Erfahrungen, die er ihm hier mittheilt, leiten lassen. Um in einem Kriege glücklich zu seyn, müsse er ihn nur in jenen vorteilhaften Verhältnissen anfangen, die von Zeit zu Zeit sich darbieten, als Veränderungen der Regierung, bürgerliche Uneinigkeit, Bedürfnisse und Schwachheiten der Monarchen, u. s. w. Diese Maxime Philipps, daß ein großer Herr auf das genaueste mit dem Character und den Neigungen der benachbarten Fürsten bekannt seyn müsse, ist so wahr, daß eigentlich in den angrenzenden Staaten nie eine Veränderung erfolgen sollte, zu der er nicht schon vorbereitet wäre und in der Verfassung, sie sich in dem ersten Augenblick zu Nutzen zu machen. Er schließt diesen Artikel, indem er den neuen König erinnert, daß ein Gott ist, der die Kriege nicht nach den Grundsätzen der Eroberer richtet, und daß Er einst vor dem Richterstuhl dieses Gottes werde Rechenschaft ablegen müssen.

Nach diesen Maximen, die nur blos die auswärtigen Angelegenheiten angehen, kommt Philipp auf die

die innere Regierung des Reichs. Ein König von Spanien, sagt er, herrscht über Völker, die eben so unendlich weit in ihren Sitten von einander abstehen, als sie durch die Himmelsstriche entfernt sind, er befließt sich daher, jedes nach seinem Character, und alle mit Mäßigung und Milde zu regieren. Er lerne seine Räte und seine Sekretaire selbst kennen, und wähle sie auch selbst. Die Abfertigungen an seine Gesandten muß er selber machen können, und auch im Deciffriren geschickt seyn, so wird er nicht Gefahr laufen, daß ein wichtiges Geheimniß durch einen Vertrauten entdeckt werde. Er suche mit Sorgfalt die Männer von Ehre und von Talenten auf, um ihnen Bedienungen zu geben. Er hüte sich, Jemanden schwer zu beleidigen, hauptsächlich Leute von hohem Range; sein ältester Sohn, merkt er hierbey an, habe darinn gefehlt, und dies sey sein Unglück geworden. Der König, fährt er fort, mache einen Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Adel, und ziehe jenen vor, weil er gewöhnlich reinerer und uneigennützigerer Gesinnungen fähig ist; und so bald er kann vermindere er die zu große Anzahl der Justiz- und Finanzbedienten, und der königlichen Hofbeamten. Dieselbe Regel giebt er in Ansehung der Geistlichen und setzt hinzu, man solle diese bey den Bedürfnissen des Staats nicht mehr schonen, als die andern, und dies, weil sie eines großen Vermögens nicht nur entbehren können, sondern auch sollen; denn Ueppigkeit, Weichlichkeit und Gottlosigkeit, die gewöhnlichen Früchte ihrer Reichthümer und ihres Müßiggangs, werden sie sonst bald um die Ehrfurcht bringen, die ihrem Stande gebührt. — Kaufleute hingegen, Arbeiter, Handwerker und Soldaten suche er zu vermehren; ihr Fleiß, ihre Betribsamkeit und ihre Arbeit erhalten allein den Staat gegen

gen den Ruin, welchen ihm die Ausschweifungen der andern Stände bereiten. — Alle Grundsätze, die, so wie diese, zur Aufrechthaltung der Subordination und der guten Wirthschaft in einem Staate abzwecken, verdienen gelobt zu werden, aus welchem Munde sie auch kommen mögen.

Mit dem Artikel seiner häuslichen Anordnungen beschließt Philipp sein Testament. Er legt seinem Nachfolger auf, die Versprechungen und Heyrathsbedingungen der Infantin, seiner Schwester, zu erfüllen. Für den Prinzen selbst schlägt er eine Vermählung vor, zu der er schon die ersten Schritte gethan und insgeheim die Artikel angegeben habe; diese werde er in Leo's Händen finden. Er bemerkte, daß selten ein König den Günstling seines Vaters geliebt habe; dennoch schlägt er ihm Christoph von Mora zum Vertrauten vor, der auch der seinige gewesen war. — Philipp III folgte der Bemerkung und nicht der Empfehlung, und gab Mora's Platz dem Marquis von Donia. — Sein Vater verlangt auch, als einen Beweis kindlicher Achtung für sein Andenken, daß all denen Personen, welche er selbst eingesetzt habe, ihre Aemter gelassen werden mögen; die Art aber, womit er sich darüber ausdrückt, zeigt, daß er es mehr wünscht als hoffte. Er empfiehlt seinem Sohn vorzüglich die Doctoren Ollius und Vergius, die in seiner Krankheit ihm beigestanden hatten. Von Antonio Peres (19) spricht er als von einem gefährlichen Menschen, mit dem er sich aussöhnen müsse; man dürfe ihn weder in Frankreich, noch in Flandern, noch weniger in Spanien, wohl aber in dem unnützen Italien leiden. Er schließt das ganze Stück mit einigen kurzen Maximen, Gott zu lieben, der Tugend nachzustreben und sich die Vorschriften eines Vaters zu Nuzze zu machen.

Uebrigens sind in dem ganzen Stück noch schöne Züge von Frömmigkeit und Ergebung in den Willen Gottes, welcher, wie er hofft, ihn lieber in diesem als in jenem Leben züchtigen werde. (20).

Die erste von diesen Verordnungen, welche der neue König erfüllte, war seine Vermählung mit der Erzherzogin von Grätz (21). Er ließ sogleich nach dem Tode seines Vaters um sie anhalten, und im Anfang des folgenden Jahres gieng sie von dem Erzherzog Albert begleitet nach Spanien. Sie giengen an der Küste von Marseille vor Anker, um die Landlust zu genießen. Der Herzog von Guise war Statthalter dieser Provinz; er hatte vorher Nachricht davon bekommen. Bericht an den König abgestattet, und darauf den Befehl erhalten, diese Prinzessin mit den größten Ehrenbezeugungen aufzunehmen. Heinrich bestimmte 50,000 Thaler zu den Unkosten, und befahl mir, sie nach Marseille zu schicken. Ich war schon im Begriff, la Font oder einen Andern, der Bedienter bey meiner Gemahlin war, und ungeachtet seines schlechten Außern so viel Fähigkeit zeigte, daß ich für ihn zu sorgen beschloß, dahin zu senden, um zu bestimmen, wie das Geld angewendet werden sollte. Es war aber nicht nöthig, und ich konnte alles durch einen Menschen, den ich dort hielt, besorgen lassen. Die Erzherzogin wollte, ungeachtet der Bitten des Herzogs von Guise und der Stadt Marseille, durchaus in keine Stadt gehen, um das Ceremoniel zu vermeiden. Sie ließ Gezelte am Ufer aufschlagen, wo sie ausruhen und die Messe hören konnte. Der Erzherzog besuchte aus Ansdacht die Kirchen von Marseille, aber er kam ohne Gefolge und incognito; und sobald er die Reliquien geküßt hatte, kehrte er zurück ohne sich einen Augenblick aufzuhalten.

Diese

Diese Vermählung verknüpfte die beyden Linien des Oestreichischen Hauses durch ein zweytes Band; denn der vorige König von Spanien hatte schon am 5. May des letzten Jahres seine Tochter, die Infantin Isabella, an den Erzherzog Albert verheyrathet, welcher deswegen den Kardinalshut ablegen mußte. Dem Anschein nach hatte sie eine reiche Aussteuer bekommen, denn sie erhielt die 17 Provinzen der Niederlande, die Franche-Comté und Charolois. Aber die sonderbaren Bedingungen, die damit verknüpft, und ohne welche die Schenkung für ungültig erklärt war, daß der neue Souverain am Indischen Handel keinen Antheil nehmen und in seinen Ländern keine andere als die katholische Religion dulden sollte, machten sie im Grunde zu nichts; denn es war nicht leicht die Flämänder zur Annehmung so harter Bedingungen zu bewegen.

Unterdessen, bis der Erzherzog selbst nach Flandern gehen könnte um alle Schwierigkeiten zu heben, schickte er den Amirante von Arragonien als seinen Vertreter dahin, welcher auch einige Thaten an der Grenze von Deutschland verrichtete. (22) Diesen ließ er durch seinen Vetter, den Cardinal Andreas von Oestreich, (23) ablösen, welcher eine Menge Edicte machte, die alle unausgeführt blieben. Da endlich das Uebel so groß wurde, daß man glaubte, es könne keinen Aufschub mehr leiden, so kam der Erzherzog selber mit seiner Gemahlin nach den Niederlanden. Er landete am fünften September dieses Jahres an, dessen Rest er mit eben so unwirksamen Drohungen hinbrachte. Endlich mußte zu offenkbarer Gewalt geschritten werden, und dies war der Anfang jenes langen und blutigen Krieges zwischen Spanien und dem

Flamändern, dessen Begebenheiten und Fortgang ich bey jedem Jahre anzeigen werde.

Zu gleicher Zeit mit dem Beylager seiner katholischen Majestät in Spanien, feyerte man zu Paris die Vermählung der Prinzessin Katharine mit dem Prinzen von Bar. (24) Dadurch wurde endlich das so lange ungewisse Schicksal dieser Dame entschieden. Man hatte sie noch bey Lebzeiten der Königin Mutter mit dem Herzog von Alençon vermählen wollen, aber der Haß Heinrichs des Dritten gegen seinen Bruder machte daß die Sache sehlßschlug. Nachher sollte sie den König selbst heyrathen, aber darinn wollte Katharine von Medicis aus Abneigung gegen das Haus Navarra nicht willigen. Die Prinzessin schlug ihrer Seits den alten Herzog von Lothringen aus, den man ihr anbot, weil er Kinder aus der ersten Ehe hätte. Der König von Spanien hielt um sie an, mit der Bedingung, eine genaue Verbindung mit dem König von Navarra zu schließen, aber davon wollte dieser nichts hören. Nachher warb der Herzog von Savoyen um sie, aber dies hintertrieben die Protestanten, weil in den damaligen Verhältnissen diese Heyrath der reformirten Religion hätte nachtheilig werden können. Den Prinzen von Condé wollte sie nicht, weil er zu arm wäre; eben so schlug sie ohne irgend einen hinreichenden Grund den König von Schottland aus. Auch der Prinz von Anhalt gehörte zu ihren Freyern; und in den Bewegungen des Zorns, worin sie zuweilen gegen den König ausbrach, warf sie ihm vor, er hätte sie gern zwey oder drey andern fremden Prinzen, oder wie sie sich ausdrückte, fremden Edelleuten in die Arme geliefert, um durch sie den rückständigen Sold zu bezahlen. Man hat noch kürzlich gesehn, wie ihr Vorurtheil für den Grafen von Soissons sie gegen alle Bewerber

werbungen des Herzogs von Montpensier taub machte, der sich sehr gut für sie schickte. Am Ende zwang sie die Nothwendigkeit, sich doch zu etwas zu entschließen, daß sie den Prinzen von Bar annahm (25).

Raum war es bekannt geworden, daß diese Heyrath im Werke sey, so gab die Verschiedenheit der Religionen unter beyden Verlobten der ganzen Geislichkeit und besonders den Bischöfen, die mit zu Paris versamlet waren, eine Gelegenheit zum Widerspruch, welche sie sich nicht entgehen ließen. Das erste Mittel, dessen sie sich bedienten, war, zu Rom aus allen Kräften die Ausfertigung der Dispensation zu hindern, ohne welche sie nicht glaubten, daß man zu der Vermählung schreiten würde. Zu dem Ende konnten sie sich unmöglich getreuen Händen anvertrauen, als dem Cardinal von Ossat, der zwar freylich nur an diesem Hofe war, um die Vortheile des Königs zu besorgen. Aber es ist dieses nicht die einzige Gelegenheit, wo ich diesen Prälaten beschuldige, nicht nur seine Aufträge überschritten, sondern grade das Gegentheil davon gethan zu haben. Wenn ich einer Nachricht aus Rom trauen soll, von der ich schon einmal geredet habe, so unterließ der Cardinal von Ossat im Namen der ganzen Partey, deren Werkzeug er war, nichts, um den Pabst von der Ertheilung der Dispensation abzuhalten, welche er doch von dem König Befehl hatte, zu suchen (26). Alle diese Leute gaben Seiner Heiligkeit zu verstehen; wenn er diese Günstige strengte weigerte, so müßte zweyerley erfolgen: erstlich, die Prinzessin würde katholisch werden; zweytens, die Protestanten würden glauben, der König habe sie dazu gezwungen; dies müßte ihren Argwohn, den sie schon so deutlich zeigten, noch vermehren, und sie würden nun Heinrich den vierten für einen offenbaren Verfolger ihrer

Reli-

Religion halten. Dies werde denn endlich den Bürgerkrieg veranlassen, welcher für die Vortheile des heiligen Stuhls und der wahren Religion so sehr zu wünschen sey.

Das andre Mittel, dessen sich die Geistlichkeit bediente, bestand in so lebhaften Vorstellungen, daß man sie wohl Drohungen nennen könnte. Der König hatte die Gefälligkeit, sie anzuhören; er erlaubte selbst eine Zusammenkunft, wo der Doctor Du-Bal von der einen, und der Pastor Tillenus von der andern Seite jeder seine Sache geltend zu machen suchte. Sie erhitzen sich, wie mich dünkt, ziemlich unnützer Weise, aber jeder rühmte sich nachher, wie gewöhnlich, seinen Widersacher überwunden zu haben. Ich rede davon als Augenzeuge, denn ich ließ mich durch die Menge, die sich wie zu einem anziehenden Schauspiel dahin drängte, auch mir fortreißen; — doch kam ich nur erst gegen das Ende dazu, als die Kämpfer schon der Bedrückung zu erliegen begannen. Ich weiß nicht, warum man mir bey dieser Gelegenheit die Entscheidung aufdringen wollte; vielleicht geschah es, weil der König mir befohlen hatte, den Heyrathskontrakt aufzusetzen. Schon fiengen sie an, mir alle Punkte des Streits, der seit einigen Stunden dauerte, zu wiederholen, aber ich bat sie sehr ernstlich, mich mit dieser Verlegenheit oder dieser Ehre zu verschonen. Ich sagte ihnen, wenn es zwey so gelehrten Häuptern nicht möglich gewesen wäre, so viel Kanons und päpstliche Dekrete mit der heiligen Schrift zu vereinigen, oder die Unmöglichkeit dieser Vereinigung darzuthun, damit gar nicht mehr die Rede davon wäre; so dürfe man dieses von einem Unwissenden wie ich gar nicht erwarten; — und das ist auch meine Meinung.

Da diese Unterredung nicht den Nutzen gestiftet hatte, den die Geistlichen davon erwarteten (27), und da sie sahen, daß es ihnen zu Rom nicht besser glückte; so erklärten sie endlich, nichts sey im Stande sie zu bewegen, ihre Einwilligung zu dieser Heyrath zu geben. Man hätte sie ihnen allenfalls erlassen; aber es mußte ein Bischof gefunden werden, der die Trauung verrichtete, und da diese Herren alle zusammen hielten, so entstand hieraus noch eine Schwierigkeit, auf welche sie ihre letzte Hofnung bauten.

In dieser Verlegenheit fiel es dem König ein, sich an den Erzbischof von Rouen zu wenden (28), von dem er mehr Gefälligkeit erwartete, weil er sein unächter Bruder war, und ihm erst noch seit kurzem sein Erzbisthum zu danken hatte. Außerdem war auch dieser Prälat überall dafür bekannt, daß er — nicht sehr gewissenhaft sey; um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen. Dem ungeachtet fand Heinrich bey dem ersten Antrag einen Mann, der ihn in einem andächtig rebellischen Tone mit einer Menge gut oder schlecht angebrachter Citationen aus den Kirchenvätern, den Kanons, und der heiligen Schrift überschüttete. Ueber eine so neue Sprache aus dem Munde eines Menschen, der sonst gewöhnlich von etwas ganz anderm redete, erstaunt, konnte der König sich kaum enthalten ihm in's Gesicht zu lachen und ihn zu fragen, durch welches Wunderwerk er auf einmal so gelehrt und so gewissenhaft geworden wäre. Er hielt es indessen für besser, dem Prälaten durch vernünftige Gründe zu antworten; da aber dieser taub dagegen blieb, so verlor Heinrich endlich die Geduld. Er warf ihm seine Undankbarkeit vor, und setzte endlich, da er wieder auf seine erste Idee zurück kam, hinzu: „Weil Sie so sehr den Gescheiden machen, so will ich Ihnen
einen

„einen großen Gelehrten, Ihren gewöhnlichen Beichtvater schicken, der sich auf die Gewissensfälle ganz vortreflich versteht.“ Dieser große Gelehrte und Gewissensrath war Roquelaure, von Alters her und noch jetzt der Gefährte des Erzbischofs in allen seinen Schwelgereyen, und der ihm durch seine Vorbitte den Stuhl von Rouen verschafft hatte. Der Erzbischof verstand sehr gut, was diese kleine Drohung bedeutete; und seine etwas verwirrte Mine war hinlänglich den König zu überführen, daß er die großen Vortheile fürchtete, welche der vertraute Umgang Roquelauren über ihn geben konnte; ohne noch die zu rechnen, welche er durch seinen freymüthigen, schnellen und fruchtbaren Witz erhielt, welchen der ganze Hof an ihn kannte, und den der Prälat eben nicht an eine übertriebene Ehrfurcht für den bischöflichen Character gewöhnt hatte.

Der König ließ Roquelaure gleich kommen, so bald er den Erzbischof verlassen hatte. „Wissen Sie wohl,“ sagte er zu ihm, „daß Ihr Erzbischof sich einsfallen läßt, den Prälaten und den Doctor zu machen, und daß er mir die heiligen Kanons anführt, von denen er doch, glaube ich, nicht mehr versteht, als Sie und ich. Bey dem allen aber bleibt mir durch seine Weigerung meine Schwester sitzen. Thun Sie mir den Gefallen und reden Sie mit ihm, wie es Ihre Art ist, und erinnern Sie ihn ein wenig an die alten Zeiten.“ „Ach, bey'm Himmel! Sire,“ schrie Roquelaure, „Das ist nicht recht, denn so wahr ich lebe, mich dünkt es ist Zeit, daß unsere Schwester Rätshen auch die Süßigkeiten des Lebens schmecke. Ich glaube nicht, daß sie künftig wegen zu großer Jugend daran sterben wird. Aber, Sire, sagen Sie mir nur, was giebt denn der saubre Bischof für Gründe an, denn bisweilen ist er eben so schlechte

„schlecht damit versehen als ich? Ich will ihn suchen
und ihn seine Schuldigkeit lehren.“

Er hielt Wort. So bald er zu ihm ins Zimmer trat, rief er: „Nun! Herr Erzbischof, was soll denn dies heißen? Ich höre, Sie machen den Jeck; bey Gott! das werde ich nicht leiden; meine Ehre beruht sehr darauf, weil die Leute sagen, daß ich Sie regiere. Wissen Sie nicht mehr, daß ich auf Ihre Bitte mich dem König für Sie verbürgte, als ich ihn anging, um das Erzbisthum Rouen für Sie zu erlangen? Werden Sie mich nicht zum Lügner machen, wenn Sie sich so einsältig anstellen? So was passirte allensfalls zwischen Ihnen und mir, dann wir haben uns in kritischen Augenblicken gesehn; aber man muß sich dafür hüten, wenn von dem Dienst des Königs und seinen ausdrücklichen Befehlen die Rede ist.“ — „Aber du lieber Gott, antwortete der Erzbischof, wie soll ichs denn anfangen? Soll ich mich denn vor der ganzen Welt lächerlich machen, und mir von allen andern Prälaten eine Handlung vorwerfen lassen, bey welcher jedermann sagt, daß das Gewissen in große Gefahr kommt; denn unter allen Bischöffen, mit denen der König davon geredet hat, ist auch nicht einer gewesen, der es nicht gleich abgeschlagen hätte?“ — „Was zum Teufel, unterbrach ihn Roquelaure, was lassen Sie sich aber auch einfallen, die Sache so zu nehmen! Zwischen Ihnen und den Bischöffen ist ein großer Unterschied; denn die Leute stopfen sich so viel griechisch und lateinisch in den Kopf, daß sie alle nährisch davon werden. Und überdem sind Sie des Königs Bruder und verbunden zu thun was er Ihnen befiehlt, ohne sie lange zu besinnen. Er hat Sie nicht zum Erzbischof gemacht, damit Sie ihm Predigten halten und die

„Kanons lehren sollen; sondern um ihm in allen, wo
 „durch sein Dienst befördert wird, zu gehorchen. Wenn
 „Sie nicht aufhören den Kindsstopp zu machen, so wer-
 „de ichs Hannchen von Condom schreiben, und der
 „lustigen Bernarde und Meister Julian; verstehn Sie
 „mich? — Lassen Sie sichs nicht zweymal sagen.
 „Wissen Sie, daß Ihnen über die Gunst des Königs
 „nichts gehen darf; sie hat Ihnen mit meiner Vorbitte
 „mehr geholfen, als den andern alle ihr Griechisches und
 „Lateinisches. Sie sind mir warlich der rechte Mann,
 „um von Kanons zu reden, wo Sie den Teufel davon
 „verstehen!“ Der Erzbischof wollte wieder das Wort
 nehmen, um ihm zu sagen, er müsse diesen scherzhas-
 ten Ton jetzt ablegen, der sich wohl für ihre Jugend-
 jahre geschickt hätte, und zugleich mischte er etwas
 vom Paradiese hinein. Dies Wort faßte Roquelau-
 re auf. „Was zum Teufel!“ schrie er „Paradies!
 „Wie können Sie doch so unsinnig seyn (29) von ei-
 „nem Orte zu schwätzen, wo Sie in Ihrem Leben
 „nicht gewesen sind! Sie wissen nicht wie es darinn
 „aussieht, noch ob man Sie dort wird aufnehmen wol-
 „len, wenn Sie einst hinreisen werden.“ — Ja, ja,
 rief der Erzbischof, ich werde aufgenommen werden;
 zweifeln Sie nicht daran. „Wohl gesprochen, ant-
 wortete sein Gegner, der ihn immer noch nicht los ließ,
 „bey meiner Seele, wohl gesprochen! ich glaube das
 „Paradies ist so wenig für Sie gemacht, als das Lou-
 „vre für mich. — Aber setzen wir einmal Ihr Pa-
 „radies, Ihre Kanons und Ihr Gewissen vors erste
 „bey Seite, und entschließen Sie sich die Prinzessin zu
 „trauen. Wenn Sie's nicht thun, so werde ich Ih-
 „nen Ihre drey oder vier elenden Lateinischen Worte
 „nehmen, denn mehr weiß der Herr nicht, und dann —
 „adieu Krummstab und Mütze! und was noch schlim-
 „mer

„mer ist, adieu das schöne Schloß zu Gaillon und
 „10,000 Thaler Einkünfte!

Es fielen noch eine Menge Neben zwischen diesen beyden Menschen vor, von denen man nach dieser Probe urtheilen kann. Roquelaure hielt den Erzbischof so lange fest, bis er ihm versprochen hatte, die Prinzessin zu trauen, und in der That war er es auch, der diese Ceremonie verrichtete. (30) Ich bekam für die Bemühungen, die ich bey dieser Sache gehabt hatte, von beyden Seiten sehr reiche Geschenke; unter andern schickte mir der Herzog von Lothringen ein kostbares Spanisches Pferd mit prächtigem Zeuge und der König, dem ich alle diese Sachen brachte, befahl mir sie zu behalten.

Dies war nicht die einzige Gelegenheit, wo die Geistlichkeit dem König widerstand. Weit stärker noch und auch weit nachdrücklicher stemmte sie sich gegen die Bestätigung des Edicts von Mantes, welches sie noch immer nicht verschmerzen konnte. Beynabe seit einem Jahre wurde wegen dieser Angelegenheit zu Paris eine Versammlung gehalten. Unterdessen hatten die Geistlichen Zeit gehabt, das Parlament, die andern höchsten Gerichtshöfe und die Sorbonne gegen das Edict einzunehmen; und sobald es öffentlich bekannt gemacht werden sollte, empörten sich alle Korps dagegen, und gaben sich unglaubliche Mühe es zu hindern. Man sprach von nichts anderem. Jedermann hatte an dem Edict etwas auszusetzen und bestritt es aus verschiedenen Gründen. Sie waren bey weitem nicht alle gültig, eben so wenig als alle die Ursachen, welche das Parlament anführte, um es nicht einzuregistriren. Aber die Aufrichtigkeit, die ich bis jetzt, selbst in Dingen, die mich am allernächsten angingen, behauptet

habe, zwingt mich zu gestehen, daß alle diese Leute auch nicht in allen Stücken Unrecht hatten.

Es war zum Beyspiel durch einen der Artikel des Edicts den Reformirten erlaubt, zu welcher Zeit, an welchem Orte und so oft sie wollten, alle Arten von Synoden und anderen Versammlungen, ohne den König oder die Obrigkeit um Erlaubniß zu fragen, zusammen zu berufen und zu halten; ja sogar auch alle mögliche Fremde dabey zuzulassen, ohne bey irgend einem Tribunal es anzuzeigen; desgleichen auch ihrer Seits ohne Urlaub allen solchen Versammlungen im Auslande beizuwohnen. Es ist in die Augen fallend, daß ein Punkt, der allen Gesetzen des Königreichs eben so schnurgerade zuwider, als dem königlichen Ansehen, den Rechten der Magistratur und dem Nutzen und der Ruhe des Staats nachtheilig war, nur durch Ueberaschung erlangt seyn konnte. (31) Auch stützten sich die Feinde der Protestanten vorzüglich auf diesen Artikel in ihren Vorstellungen an den König, wobey jeder die Ursachen, die ihn am nächsten angien, geltend zu machen suchte. Das Parlament stellte vor, daß dieser Punkt den Rest seines Ansehens völlig vernichtete, welches sowohl als das königliche Ansehen, (denn es behauptet, daß diese beyden nur Eins sind) schon so sehr durch die Geistlichkeit eingeschränkt wäre. Ausser den Appellationen, die ihm allein noch übrig blieben, hätte es nur noch den Schatten seiner vorigen Gewalt. Die Geistlichen und die Sorbonne beklagten sich, daß diese Erlaubniß der reformirten Kirche in Frankreich einen Vorzug vor der katholischen gäbe, die in ihrer Gerichtsbarkeit nie eine so große Macht gehabt hätte; — und es ist nicht zu läugnen, daß dieses wahr war. — Endlich breitete man sich über alle die schlimmen Würdungen aus, welche diese uneingeschränkte Unabhängigkeit

gigkeit der Hugenotten, sowohl durch sie selbst als auch durch ihre Verbindung mit allen Feinden Frankreichs in Europa, hervorbringen könnte.

Heinrich hatte das Edict noch nicht selbst untersucht, er hatte sich es bloß vorlesen lassen, und bey der Gelegenheit mochte man über diesen Punkt nur leicht hingeschlüpft seyn, oder ihn gar ausgelassen haben. Durch sein Erstaunen zeigte er denen, die ihm die Vorstellungen thaten, daß er hintergangen worden sey, und versprach dies zu ändern und ihnen Antwort zu geben. So bald sie auch nur hinaus waren, ließ er mich holen und wies mir das Edict. Ich verhehlte ihm meine Meinung so wenig, als ich es hier gethan habe; ich setzte sogar hinzu, es schiene mir, man habe den Protestanten geschadet, indem man ihnen durch diesen Artikel gar zu große Vorthelle habe verschaffen wollen, denn dadurch würden die Rechtsschaffensten unter ihnen immer den Verläumdungen ausgesetzt seyn, daß sie mit den Fremden Ränke gegen den Staat schmiedeten oder sich von ihnen bestechen ließen. Der König wurde dadurch in seiner Meinung noch bestärkt, er entließ mich, indem er mir befahl mich zu bereiten, alle diese Gründe mit Nachdruck in der Versammlung der Protestanten zu unterstützen, welche auf der Stelle zusammen berufen werden sollten. Er selbst verlangte unterdessen darüber eine Erklärung von denen, die das Edict gemacht hatten.

Die Herren von Schomberg, von Thou, Calignon und Jeannin, (denn der König ließ sie gleich alle Biere kommen) kamen ein wenig aus der Fassung als er ihnen vorwarf: sie hätten sein Vertrauen gemißbraucht. Schomberg und de Thou nahmen das Wort für alle, und sagten: sie wären gewissermaßen ge-

zwungen worden es zu thun; denn die Herrn von Bouillon und von la Tremouille hätten ihnen im Namen aller ihrer Religionsverwandten gedrohet, den Vergleich ganz abzubrechen, wenn man ihnen diesen Artikel verweigerte, und selbst gegen die Katholiken die Waffen zu ergreifen, welches damals äußerst gefährlich gewesen wäre, weil der Frieden mit Spanien noch große Schwierigkeiten gefunden hätte. Der König war mit der Entschuldigung zufrieden und gab dem Syndikus der Geistlichkeit, Berthier, den Auftrag, sie der Versammlung zu hinterbringen, und zugleich in seinem Namen hinzuzusetzen, daß, da bey den vier Personen, welchen er die Verfertigung des Edicts aufgetragen hätte, nur der einzige Calignon reformirt wäre, so habe Er nicht vermuthen können, daß die drey andern der protestantischen Religion einen so großen Vortheil über die katholische einräumen würden. Die Bischöffe zeigten durch ihre Antwort, daß sie von diesen drey Herren nicht dieselbe Meynung hegten. Man nannte sie in öffentlicher Versammlung falsche Katholiken, welche in einer Menge Sätzen mit den Calvinisten eins wären und von den andern gar nichts glaubten. Man kann dieser Beschuldigung den verdienten Tadel zukommen lassen; aber demungeachtet haftet noch mancher Verdacht auf den Commissarien, den ihre Antwort an den König nicht so gut aufhebt, als ihr erstes Stillschweigen ihn erregt hatte.

Dem Herzog von Bouillon hatten sie übrigens nicht zu viel gethan. Ich suchte die Wahrheit ihrer Beschuldigung zu erforschen, und ich fand, daß er eine unüberwindliche Hartnäckigkeit gezeigt hatte. Aber sie würden die andern Protestanten vernünftiger gefunden haben; und was hätte er allein alsdann thun können? Wenn alle Reformirte dem Herzog glichen, was dach-

ten

ten denn die Commissarien durch ihre blinde Nachgiebigkeit auszurichten? Aus Nothwendigkeit den Staat und den König verrathen? Ein größeres Uebel giebt es nicht in den Augen geschickter und wohlgefinnter Staatsmänner, und man kann auch vernünftigerweise ihnen diesen Gedanken nicht zuschreiben. Ich für meinen Theil glaube, daß Bouillon der einzige Beförderer des in diesem Artikel enthaltenen Projectes war, so wie er ihn auch allein erfunden hatte. Es scheint mir nach meinen Vermuthungen, daß er dabey nicht sowohl auf die andern als an sich selbst dachte, und folgendes konnte seine Absichten seyn.

Um seinem Rangstreit mit den Herzogen und Pairs von Frankreich, und den Marschällen, welche älter waren als er, ein Ende zu machen, hatte er die Auskunft erfunden, seine unabhängige Herrschaft Sedan zu einem Reichslehn erklären zu lassen (32). Aber dieses Vorrecht sollte ihn nicht um die Gemeinschaft mit den reformirten Großen in Frankreich bringen, denn sonst würde er dadurch mehr verlohren als gewonnen haben. Er hatte daher einen Mittelweg gesucht, um seinen Vortheil mit seinem Ehrgeiz zu vereinigen: seine Kirche zu Sedan sollte immer mit den reformirten Kirchen in Frankreich zusammenhängen, welches auch nach jenem Artikel recht gut geschehen konnte, unter dessen er sich selber stets als ein fremder Fürst behandeln ließ.

Berthier kam zurück und hinterbrachte dem König die Gesinnung der versammelten Prälaten und das Resultat ihrer Berathschlagungen, welches darin bestand, daß den vier Commissarien alle Untersuchung von Religionsfachen genommen, und dieser Artikel

3 3

nebst

nebst einigen andern weniger wichtigen in dem Edict verändert werden sollte. Heinrich versprach es.

Da indessen die Versammlung der vornehmsten Protestanten, die sich damals zu Paris befanden gleich auf den folgenden Tag, nachdem der König die Erklärung von den Commissarien gefordert hatte, angesetzt war, so erhielt ich, wie gewöhnlich, ein Einladungsbillet dazu. Seit einiger Zeit hatte ich mich nicht mehr dabey eingefunden, weil ich sah, daß meine Gegenwart den drey oder vier Herren, die darinn den Ton angaben, Zwang anthat und zu weiter nichts half, als Streit zu veranlassen. Ich betrog ihre Erwartung, indem ich bey der jetzigen Versammlung erschien. Der Herzog von Bouillon merkte gleich die Absicht, welche mich jetzt gegen meine Gewohnheit dahin führte, und gab mir es mit einem bittern spöttischen Ton zu verstehen. Ich entschuldigte mich in meiner Antwort durch die Geschäfte des Ministeriums, und stellte mich, als ob ich die Ursach der gegenwärtigen Zusammenkunft nicht wüßte. Ohne auf die trozige Mine und auf einige Worte zu achten, welche la Tremouille hinwarf, um anzuzeigen, daß sie meine Rede nicht für aufrichtig hielten, nahm ich meinen Platz zwischen den Herren von Mouy, von Clermont und von Sainte - Marie - du - Mont. Diese unterrichteten mich von der Sache, welche vorgenommen werden sollte, und versicherten mich zugleich, daß der Artikel, welcher so großes Lermen erregte, beynah von allen Protestanten gemißbilligt würde; nur die Herren von Bouillon, von la Tremouille, du Plessis und einige andere von der Kabale bestünden so hartnäckig darauf, um die Sachen bis zu einem Bürgerkriege zu bringen. Dies stand aber nicht in ihrer Gewalt, ungeachtet aller ihrer Bewegungen und ihres Geschreyes. So bald

halb es zur Stimmensammlung kam, setzte unsre Parthey ihre Meinung durch. Denn die besten Gründe waren auf unserer Seite (33).

Man machte noch einige Einschränkungen bey andern Artikeln, wobey das gemeine Beste nicht genug in Acht genommen zu seyn schien. Alle Welt wurde durch Heinrichs Betragen, das Gerechtigkeit mit Sanftmuth so glücklich zu paaren wußte, gerührt. Er ließ sich herab, seine Gründe dazu, nachdem die Sache einmal fest beschlossen war, der größern Menge zu erklären; bey den Uebrigen mußte er sich begnügen, sie zu hindern, daß sie nicht noch etwas schlimmeres anfangen.

Mit gleicher Klugheit betrug er sich gegen einige übelgesinnte Katholiken, welche, um sich selbst nicht zeigen zu dürfen, eine gewisse Martha Brossier ins Spiel brachten, die vom Teufel besessen seyn sollte, und der Gegenstand der öffentlichen Neugierde geworden war, welche sich immer von dem Wunderbaren einnehmen läßt, es mag nun wahr oder falsch seyn. Es ist zum Erstaunen, wie ein an sich so lächerliches Schauspiel, welches nicht verdiente die Blicke des niedrigsten Pöbels auf sich zu ziehen, sich anderthalb Jahre hat erhalten und eine Staatssache werden können. Aber die eine Hälfte ließ sich wirklich durch das Uebernatürliche blenden, welches doch nur im äußeren Anschein lag, und die andere fürchtete die Wirkungen, nicht des Wunders selbst, sondern der verborgnen Triebfedern, welche es spielen ließen. Martha Brossier fand Beschützer in Menge unter der Geistlichkeit, und bis zu Rom selbst, wohin sie sich bringen ließ (34). Heinrich ließ mit guter Art der Wahrheit Zeit, von selbst an den Tag zu kommen, und die ganze Geschichte endigte damit, daß die Urheber und die Schauspielerin

dieser Comödie mit der gebührenden Verachtung bestraft wurden.

Der Tod verschiedner Personen von Wichtigkeit gab zu andern Reden Anlaß. Da der Kanzler Chiverny, Schomberg und Incarville starben, die alle drey zu dem Finanzrath gehörten; so entstand eine Veränderung in den Angelegenheiten des Staats. Bellievre bekam das große Siegel; Incarville's Stelle als General Controleur erhielt de Bienne auf meine Vorbitte, und für mich wurde das Amt eines Oberaufsehers der Finanzen wieder erneuert. Heinrich ließ mich in den Garten der Tuilleries rufen, wo er spazieren gieng, und sagte mir, er hätte beschlossen, die Finanzen einer einzigen Person anzuvertrauen; und indem er einen sehr ernsthaften Ton annahm, forderte er eine Versicherung von mir, daß ich von diesem Mann, sobald er ihn würde genannt haben, ihm ganz frey meine Meinung sagen wollte. Ich versprach es, und er antwortete schnell, indem er mich lächelnd auf die Wangen klopfte, ich müßte den Mann genau kennen, denn ich wäre es selber. Seine Majestät gab mir noch die Aemter eines Oberaufsehers über die Wege und über die Festungswerke, von denen ich die Bestellungen auf einmal erhielt. Da Sancy, seinen gewöhnlichen schwindelnden Einfällen überlassen (35), für gut befand sich aus dem Conseil zurückzuziehen, und seine Stelle als Oberaufseher über die Gebäude niederzulegen, fügte der König auch diese noch zu den übrigen Wohlthaten, womit er mich überhäufte, hinzu. Die Besoldung des Chefs der Finanzen wurde festgesetzt, und betrug 20,000 Livres; und die Stelle eines Oberaufsehers über die Landstraßen und besondere Aufsehers über die Pariser Straßen brachte 10,000 Livres ein.

Der

Der König war mit dieser festen Bestimmung des Gehalts so zufrieden, daß er auch die Gnadengeschenke, welche er die Absicht hatte mir zu geben, auf eine gewisse jährliche Summe setzen wollte. Es geschähe, sagte er, sowohl, damit ich nicht für jeden großen Dienst, den ich ihm leisten würde, eine Belohnung verlangte, als auch um sich die Mühe zu ersparen, jedes Geschenk, das er mir machte, und selbst die allerkleinsten, einzugistiren zu lassen, denn ohne das nahm ich sie nicht an. Er kündigte mir daher an, alle diese Geschenke und Begnadigungen sollten künftig in einem einzigen festgesetzten Geschenk zusammenfließen, wozu ich die Anweisung jedesmal im Anfang des Jahres in der Form eines vom Parlament bestätigten Patents erhalten sollte. Zugleich fragte er mich, ob ich mit der Summe von 60,000 Livres zufrieden wäre, und setzte hinzu, es sey seine Absicht, daß ich von diesem Gelde liegende Gründe kaufen sollte, welche mir frey stünde denen von meinen Kindern zu hinterlassen, die sich deren am würdigsten machen würden. — Es blieb mir nichts übrig, als diesen großmüthigen Fürsten meinen Dank zu bezeugen. (Dies festgesetzte Geschenk, von dem ich hier im voraus geredet habe, wurde erst im Jahr 1600 gemacht, und gieng von 1601 an).

Mademoiselle von Bourbon (36) starb auch um diese Zeit, desgleichen Espinac, der Erzbischof von Lion, (37) von dem man sagen kann, daß er alle Arten von Schicksalen versucht hatte; und endlich die Gemahlin des Connetable und die Frau von Beaufort. Diese beyden letztern Todesfälle erregten vorzüglich großes Aufsehen. Verschiedene ähnliche und nicht gewöhnliche Umstände in den letzten Tagen beyder Damen; eine heftige Krankheit nemlich, die aber nur drey oder vier Tage dauerte, ihr zu Berge stehendes Haar, die

scheußliche Entstellung sonst so schöner Gesichter, und noch einige andere Symptomen, die man sonst jederzeit würde für natürlich oder höchstens für Wirkungen von Gift gehalten haben, veranlaßten das Gerücht, welches sich überall verbreitete, der Tod dieser beyden jungen Frauenzimmer, sey, eben sowohl als ihre Erhebung, ein Wort des Teufels, welcher jetzt gekommen wäre, sich für die kurzen Freuden, die er sie hätte genießen lassen, selbst bezahlt zu machen. Die Seuche der Magie und der verborgnen Wissenschaften war damals so stark, und der Haß und Neid gegen den hohen Rang, den diese beyden Frauen erreicht hatten, so groß, daß diese Sache nicht nur unter dem thöricht leichtgläubigen Volke sondern auch unter den Hofleuten selbst für eine gewisse Wahrheit galt.

Folgendes erzählte man von dem Tode der Gemahlin des Connetable (38), und zwar, wie es hieß, auf den Bericht der Damen selber, die damals bey ihr versammelt waren. Indem sie sich ganz vergnügt mit diesen in ihrem Kabinet unterhielt, trat auf einmal eine von ihren Kammerfrauen mit erschrocknem Gesicht herein und meldete ihr, ein Gewisser, der sich für einen Cavalier ausgäbe, auch von gutem Ansehen wäre, nur daß er etwas schwärzlich aussähe und eine gigantische Figur hätte, sey so eben in das Vorzimmer getreten, und verlange mit ihr über Sachen von der äußersten Wichtigkeit, die er nur ihr allein entdecken könne, zu reden. Die Frau von Montmorency ließ sich die ganze Gestalt dieses außerordentlichen Botchafters auf das genaueste beschreiben, und bey jedem Zuge sah man sie erblassen und in eine so schreckliche Herzensangst gerathen, daß sie kaum noch die Kraft hatte, zu sagen, man möchte den Cavalier bitten, seinen Besuch auf eine andere Zeit zu verschieben. Aber er antwortete mit

mit einem Ton, daß die Ueberbringerin der Bothschaft bennähe vor Schrecken gestorben wäre: weil denn die gnädige Frau nicht im guten kommen wolle, so müsse er sich die Mühe geben, sie bis in ihrem Kabinette aufzusuchen. Sie fürchtete denn doch die öffentliche Audienz noch mehr als die geheime, und entschloß sich endlich zu ihm zu gehen; aber sie that es mit allen Zeichen der völligen Verzweiflung.

Nachdem die traurige Bothschaft zu Ende war, kam sie zu der Gesellschaft zurück, aber in Thränen schwimmend und halb todt. Sie hatte kaum noch Zeit einige Worte hervor zu bringen, um von den Damen Abschied zu nehmen, und vorzüglich von dreien unter ihnen, die ihre besondern Freundinnen waren, und ihnen zu versichern, daß sie sie nicht wieder sehen würden. Indem sie noch redet, wird sie plötzlich von den heftigsten Schmerzen ergriffen, und stirbt nach dreyn Tagen, jedem, der sie sieht, durch die gräßliche Verstellung ihrer Gesichtszüge ein Abscheu. So lautet die Geschichte. Kluge Leute mögen davon glauben, was zu glauben ist.

Die Frau von Beaufort war über den Punkt der Astrologie die schwächste von allen Personen ihres Geschlechts. Sie machte kein Geheimnis draus, daß sie die Wahrsager um Rath fragte. Stets hatte sie ein Gefolge von ihnen, das sie nie verließ. Sonderbar aber ist es, daß, ob sie sie gleich ohne Zweifel gut bezahlte, sie ihr doch immer nur unangenehme Sachen verkündigten. Der Eine sagte ihr, sie würde nur einmal verheyrathet werden; ein Andrer, sie würde jung sterben; dieser, sie möge sich vor einem Kinde hüten; jener, sie werde von einem ihrer Freunde verrathen werden, u. s. w. Dadurch gerieth sie
in

in einen Tieffinn, der sie gar nicht mehr verließ. Eine von ihren Kammerfrauen, Gracienne, hat mich nachher gesagt, daß alle diese Reden einen so tiefen Eindruck auf sie machten, daß sie oft jedermann von sich entfernte, und ganze Nächte allein zubrachte, um über alle diese Prophezeiungen bitterlich zu weinen.

Weil sie damals hochschwanger war, so werden manche die Ursach des Unglücks, welches zu ihrer Niederkunft hinzu kam, nicht weit suchen. Sie war in der That schon an Leib und Seele krank, als sie gegen das Ende der Fasten den König auf der Lustreise nach Fontainebleau begleiten wollte. Sie blieb nur wenige Tage daselbst. Heinrich, der nicht wollte, daß man ihm vormwerfen könnte, er habe diese Frau während der Osterzeit bey sich behalten, bath sie, nach Paris zurück zu kehren, und ihn die Festtage zu Fontainebleau zubringen zu lassen. (39).

Die Frau von Beaufort empfing diesen Befehl mit Thränen in den Augen; als es zur Abreise kam, war es noch weit ärger. Heinrich, mehr als jemals von seiner Leidenschaft für diese Dame erfüllt, von der er schon zween Söhne, und eine Tochter Namens Henriette, gehabt hatte, mußte sich eben so sehr zwingen. Er begleitete sie bis auf den halben Weg nach Paris (40), und ob sie gleich nur auf wenige Tage sich zu trennen glaubten, so fürchteten sie doch den Augenblick, als sollte es auf wer weiß wie lange sehn. Wer gern an Ahnungen glaubt, wird diese einzelnen Umstände nicht unwichtig finden. Die beyden Liebenden überhäuften sich von neuem mit den zärtlichsten Liebkosungen; und man hat in all den Worten, die sie sich in diesem Augenblick sagten, Beweise von je-

nem

nem Vorgefühl eines unvermeidlichen Schicksals finden wollen.

Die Herzogin sprach mit dem König, als sähe sie ihn zum letzten male. (41.) Sie empfahl ihm ihre drey Kinder, ihr Haus zu Monceaux und ihre Bedienten. Heinrich hörte ihr zu, und statt sie zu trösten, wurde er selbst weich. Sie nahmen Abschied, aber eine geheime Bewegung führte sie schnell wieder zu einander zurück. Der König hätte sich nicht aus ihren Armen reißen können, wären nicht der Marschall von Ornano, Roquelaure und Frontenac gekommen, und ihn fast mit Gewalt fortgezogen hätten. Sie brachten ihn wieder auf den Weg nach Fontainebleau, und sein letztes Wort war, daß er la-Barenne seine Geliebte empfahl, und ihm gebot, es ihr an nichts mangeln zu lassen, und sie in Zamet's Haus zu bringen, welcher ausersehen war, um für diese so theure Person Sorge zu tragen.

Ich befand mich zu Paris, als die Herzogin von Beaufort ankam; aber ich war im Begriff abzureisen, um mit meiner Gemahlin zu Rosny des Abendmal zu nehmen. Zugleich wollte ich den Prinzen und die Prinzessin von Oranien dahin begleiten, und ihnen die Gebäude zeigen, welche des Königs Freygebigkeit mich in den Stand setzte, aufzuführen. Vorher aber glaubte ich von der Frau von Beaufort Abschied nehmen zu müssen. Sie hatte ganz vergessen, was zu Saint-Germain vorgefallen war, und empfing mich auf die schmeichelhafteste Art. Noch wagte sie es nicht, sich deutlich über die Gefälligkeit gegen ihre Absichten heraus zu lassen, zu welcher sie mich so sehr gern gebracht hätte, aber sie suchte mich auf alle Art zu gewinnen, indem sie mit dem freundlichen Betragen,

gen, das sie eben nicht gegen Jedermann annahm, zugleich noch einige zweydeutige Worte verband, die mir ein gränzenloses Glück zeigen sollten, wenn ich in den Rathschlägen, die ich dem König in Ansehung ihrer gab, künftig nicht mehr so strenge seyn wollte. Mich rührten die Hirngespinnste, wovon der Kopf dieser Frau voll war, eben so wenig als die, womit sie den meinigen zu erfüllen suchte; ich stellte mich, als verstünde ich nichts von einer so sehr verständlichen Rede, und bezahlte den Doppelsinn ihrer Worte mit allgemeinen Versicherungen von Ehrerbietung, Zuneigung und Ergebenheit, die weiter nichts bedeuten, als was man will.

Nach meiner Rückkehr ließ ich meine Gemahlin dieselbe Schulbigkeit beobachten. Sie wurde eben auch sehr freundlich empfangen. Die Herzogin bat sie, ihr gut zu seyn, und mit ihr als mit einer Freundin zu leben, und zugleich entdeckte sie ihr ihre Geheimnisse mit einer Art, welche den höchsten Grad vertraulicher Zuneigung zu verrathen schienen, wenn man, so wie meine Gemahlin, nicht wußte, daß die Frau von Beaufort, die im Grunde nur einen mittelmäßigen Verstand hatte, in der Wahl ihrer Vertrauten es nicht so genau nahm. Sie hatte keine größere Freude, als wenn sie dem ersten, der ihr vorkam, von ihren Entwürfen und Hofnungen vorreden konnte. Je tiefer die, mit welchen sie redete, unter ihr waren, je freier sprach sie; dann maß sie ihre Ausdrücke gar nicht ab, und erlaubte sich oft, sich schon Königin zu nennen.

Ueber die Geschichte ihres bisherigen Lebenslaufs war sie nicht zurückhaltender, als über das, was ihr in Zukunft begegnen sollte. Etwas zu viel Nai-
verät

verät über diesen Punkt mag vielleicht das Gerüchte von einigen unregelmäßigen Schritten in ihrer Jugend, welches damals ausgebreitet wurde, veranlaßt haben. Es ist indessen so höchst unwahrscheinlich, daß eine Frau so unbesonnen oder so zerstreut seyn sollte, ohne Unterschied gutes und böses von sich zu erzählen, daß ich jene satirischen Züge blos für eine Erfindung des Hasses ihrer Feinde halte. Auch mache ich mir kein Gewissen daraus, eine von ihren Bedientinnen, welche la Rousse hieß, mit ihrem Mann sechs Jahre in die Bastille gesperrt zu haben, weil sie nach dem Tode dieser Dame ihr Andenken auf die schändlichste Art verlästerten; denn wenn auch alles, was sie sagten, wahr gewesen wäre, so mußte doch die Achtung, die man ihrer Familie, der Liebe des Königs zu ihr, und den Kindern, die sie von ihm hatte, schuldig ist, der üblen Nachrede Stillschweigen auflegen.

Die Frau von Rosny war über alles, was ihr die Herzogin gesagt hatte, sehr erstaunt; sie wurde es aber noch mehr, als diese die Höflichkeiten, welche sich Personen von gleichem Stande erzeigen, mit dem Ton einer Königin auf eine seltsame Art vermischte, und hinzu setzte: sie könnte so oft es ihr beliebte zu ihrem Leber und des Abends zu ihr kommen, und mehr dergleichen Dinge. Natürlich mußte sie, so wie alle Welt that, daraus auf eine nahe Veränderung in dem Zustande der Herzogin schließen, und sie theilte mir diese Gedanken mit, als sie ganz voll davon zu Hause gekommen war. Ich hatte auch ihr von allem, was über diese Sache zwischen dem König und mir vorgegangen war, so wie von dem Austritt zu Saint-Germain ein Geheimniß gemacht. Jetzt versprach ich ihr, sie von dem wahren Verhältniß zu unterrichten, wenn sie der Prinzessin von Oranien kein Wort

von

von allen den Neben der Frau von Beaufort wieder-
sagen wollte; und wir machten uns auf den Weg
nach Kosny.

Zwey Tage nachher, am Sonnabend vor Ostern,
hielt ich mein Wort. Ich hatte ihr eben die Absicht der Her-
zogin, sich zur Königin erklären zu lassen, alle Mühe, die
sich ihre Verwandten und Kreaturen deshalb gaben, die
innern Kämpfe des Königs, und den Entschluß, den
er jetzt gefaßt zu haben schien, sich selbst zu überwin-
den, erzählt, und hielt mich nur noch bey einigen
Betrachtungen über die Unglücksfälle auf, welche eine
entgegengesetzte Aufführung dem Lande würde zugezo-
gen haben, als ich auf einmal an dem äußersten Schloß-
thore jenseits des Grabens die Schelle ziehen hörte.
Der Tag war noch nicht angebrochen und Niemand
im Hause antwortete. Es wurde nun noch stärker ge-
klingelt, und eine Stimme rief verschiedne Male laut:
Im Namen des Königs! Ich weckte nun selbst ei-
nen Bedienten, und unterdeß er das Thor aufmachte,
nahm ich meinen Schlafrock um und gieng hinunter,
voll Unruhe, was man doch so früh von mir ver-
langte.

Der Kurier sagte mir, er wäre die ganze Nacht
geritten um mich im Namen des Königs den Augen-
blick nach Fontainebleau zu rufen. Der Mensch sah
so traurig aus, daß ich glaubte, der König müsse
krank seyn; „das nicht,“ antwortete er, „abermal in
„der äußersten Betrübniß. Die Herzogin ist todt.“
Ich ließ mir die Worte mehrere Male wiederholen, so
unwahrscheinlich kamen sie mir vor. Als ich endlich
nicht mehr daran zweifeln konnte, fühlte ich mein Herz
getheilt, durch den Kummer über die Betrübniß, die
dieser Tod dem König verursachen müsse, und die
Freude

Freude über das Gute, das für ganz Frankreich daraus entstand. Dies letzte Gefühl behielt indessen die Oberhand, indem ich überlegte, daß Heinrich durch einen vorübergehenden Schmerz tausend noch weit grausamern Herzerreißenden Scenen entgehen würde. Mit diesen Gedanken beschäftigt gieng ich in das Zimmer meiner Gemahlin zurück, und sagte ihr: „Sie werden weder zum Lever noch Abends zur Herzogin gehen, denn sie ist — todt.“ Ich nahm den Kurier mit mir hinauf, damit er frühstücken könnte, indem ich mich ankleidete, und uns zu gleicher Zeit von den nähern Umständen dieser großen Begebenheit Nachricht gäbe, welche ich noch ausführlicher in dem Briefe sah, den la Varenne von Paris an den König geschrieben hatte, und den mir dieser, nebst noch einem andern von la Varenne an mich selbst, durch den Kurier übersandte.

Zamet (42.) war ein Hofmann, der sich einzuschmeicheln suchte; man kann also denken, daß er es bey dem Empfang der Herzogin an nichts hatte fehlen lassen, und daß er nichts versäumte um ihr die Zeit angenehm zu vertreiben. Am grünen Donnerstage hatte er ihr zu Mittage die köstlichsten Speisen, die alle nach ihrem Geschmack zugerichtet waren, vorgesetzt; nach der Tafel fiel es ihr ein, der Musik bey der Vesper im kleinen Saint Antoine beizuwohnen; hier aber hatte sie zuerst einen Anfall von Schwindel, der sie bewog schnell zurück zu kehren. Kaum war sie wieder in Zamet's Hause angekommen, und in den Garten gegangen um frische Luft zu schöpfen, so bekam sie einen Schlagfluß, der sie beynahe gleich erstickt hätte. Man kam ihr sogleich zu Hülfe und brachte sie wieder zu sich selbst; aber voll von der Idee, daß man sie vergiftet hätte, (43.) wollte sie nicht lan-

ger in diesem Hause bleiben, und befahl, sie in's das Kloster Saint-Germain zu ihrer Tante, der Frau von Sourdis zu bringen.

Raum hatte man Zeit sie zu Bette zu bringen, so bekam sie die fürchterlichsten und schnell hintereinander wiederholten Anfälle von gräßlichen Convulsionen. La Varenne hatte die Feder ergriffen, um den König von dem ersten Zufall zu benachrichtigen, aber alle diese Anzeichen des Todes machten, daß er ihm weiter nichts sagen konnte, als daß alle Aerzte an dem Leben der Frau von Beaufort verzweifelten, weil das Uebel die heftigsten Gegenmittel erforderte, und bey ihrer Schwangerschaft alles, was man thun könnte ihr zu helfen, tödtlich werden würde. Raum war dieser Brief abgegangen, so bekam die Kranke, welche schon im letzten Todeskampfe lag, noch einmal Verzuckungen, von denen sie ganz schwarz und so fürchterlich verstellte wurde, daß la Varenne, der voraus sah, daß der König gleich auf die erste Nachricht nach Paris eilen würde, es für das Beste hielt, ihm in einem zweyten Billet zu schreiben, sie sey schon todt, um ihn nicht einem so betrübten und zugleich so gräßlichen Anblick auszusetzen, als der, eine Frau, die man zärtlich geliebt hat, in Bewegungen und Verzuckungen, die ihr beynahe gar keine menschliche Gestalt mehr ließen, ihren Geist aufgeben zu sehen.

La Varenne schrieb mir zugleich durch diesen Kurrier, die Herzogin sey zwar noch nicht todt, aber er glaube nicht, daß sie noch eine Stunde zu leben habe. (44) In der That starb sie auch wenige Augenblicke nachher in einer Abscheu und Schrecken erregenden Zerrüttung der Natur. Der König war sogleich beym Empfang des ersten Briefes zu Pferde gestiegen; auf halbem

hem Wege empfing er den zweyten. Er hörte nur die Stimme seiner Leidenschaft, und was man ihm auch sagen mochte, so wollte er noch den Trost haben, seine Geliebte zu sehen, ungeachtet er sie todt glaubte. (45) Die drey Personen, die ihn schon das erste mal nach Fontainebleau zurück geführt hatten, brachten es endlich durch ihre Vorstellungen und Bitten so weit, daß er auch diesmal umkehrte, und von dort aus hatte er mir den Kurier geschickt, der jetzt bey mir angekommen war.

Ich verlor keinen Augenblick; zum Frühstück war ich schon zu Poissy und um Mittag zu Paris. Der Erzbischof von Glasgow mußte mich in seinem Wagen bis Essonne fahren lassen, hier nahm ich Post und traf den Abend zu Fontainebleau ein. Der König gieng in seiner Gallerie auf und ab, und war in einen Schmerz versunken, der ihm alle Gesellschaft unerträglich machte. Als ich zu ihm trat, sagte er mir, er hätte es wohl erwartet, daß mein Anblick seine Betrübniß vergrößern würde, und es träse auch ein, aber dennoch fühlte er so sehr, daß er in dem schrecklichen Zustande, worin ihn sein jetziger Verlust gestürzt hätte, des Trostes bedürftig wäre, daß er so gleich beschlossen hätte, mich zu sich zu rufen, um von mir eine Hülfe zu erhalten, die ich allein ihm geben könnte.

Ich mußte wohl, aus welchen Quellen ich die Trostgründe schöpfen mußte, da ich einen Fürsten vor mir hatte, der gegen die Pflichten, die ihm die Religion und die Verwaltung des Staats auflegte, gleich empfindlich war. Ich erinnerte ihn an einige Stellen der heiligen Schrift, wo Gott als Vater und als Herr jenes Vertrauen und die gänzliche Ergebung fordert,

dert, welche dem Menschen die Verachtung aller irdischen Dinge einflößen. Dann setzte ich einige andere hinzu, welche uns von der göttlichen Vorsehung jene vortreffliche Idee geben, wodurch wir sie in den traurigen Begebenheiten sowohl als in den glücklichen erkennen und anbeten lernen. Ich wagte es, ihm den Fall, der seinen Schmerz erregte, als eine Schickung vorzustellen, für die er einst Gott am meisten danken würde. Ich versetzte mich mit ihm in die traurige und doch, wenn seine Geliebte das Leben behalten hätte, unvermeidliche Lage, wo er, auf der einen Seite von allem, was die zärtlichste Liebe anziehendes hat, und auf der andern von der Stimme der Ehre und der Pflicht bekämpft, doch endlich über diese Fesseln würde haben einen Entschluß fassen müssen, die er nicht hätte zerbrechen können, ohne sein eignes Herz zu zerreißen, noch fort tragen, ohne sich mit Schande zu bedecken. Hier kam der Himmel ihm zu Hülfe, durch einen freylich schmerzhaften Schlag, aber der doch allein im Stande war zu einer Heyrath den Weg zu bahnen, von welcher die Ruhe Frankreichs, die Freude seines Volks, das Schicksal von Europa und des Königs eigne Zufriedenheit abhieng; denn er würde immer geglaubt haben, das Glück einer rechtmäßigen Verbindung sey durch die Verstoßung einer Frau, die durch tausend gute Eigenschaften seine Zärtlichkeit verdiente, zu theuer erkauft.

Ich merkte bald, daß dieser letzte Grund, der auf eine für seine Geliebte, vortheilhafte Art vorgestellt war, indem er auf sein Herz Eindruck machte, auch zugleich, durch das Vergnügen seine Wahl rechtfertigen zu hören, ihm wohlthat. Er gestand mir, es sey ihm angenehm zu hören, daß ich

ich seine Empfindungen für die Frau von Beau-
fort zu denjenigen rechnete, welche durch wahre Sym-
pathie entstehen, und nicht bloß auf Wollust ge-
gründet sind, und er habe gefürchtet, ich möch-
te ihm nur solche Trostgründe sagen, die ihn be-
schämen würden. Unsre erste Unterredung dauerte
sehr lange, und ich besinne mich nicht mehr auf al-
les, was ich ihm sagte. So viel weiß ich noch
davon, daß, nachdem ich dem Schmerz die erste
Erleichterung gewährt hatte, die man ihm schuldig
ist, sich nehmlich mit sich selbst zu beschäftigen, ich
nachher ihm mit gutem Erfolg die Verbindlichkeit
zu Gemüthe führte, die jedem Fürsten und jedem
Staatsmann obliegt, daß er auch bey der gerech-
testen Betrübniß die notwendige Freyheit des Gei-
stes zu erhalten suchen müsse, um die öffentlichen
Geschäfte nicht zu versäumen. Heinrich hatte we-
der die Schwachheit, eigensinnig an seinem Schmer-
ze zu kleben, noch den Fehler, sich durch Härte zu
heilen; (46) er hörte noch mehr auf seine Ver-
nunft, als auf sein Herz. Schon jetzt schien er
denen, die ihn in sein Zimmer zurück gehen sahen,
weniger traurig. In der Folge, da Niemand ihn
in seiner Traurigkeit bestärkte, im Gegentheil die Ge-
schäfte sie mit jedem Tage verminderten, erhob er
sich bald wieder zu dem Zustande, in dem jeder
vernünftige Mann, der große Ursachen zur Betrüb-
niß gehabt hat, sich befindet. Er verdammte sei-
nen Schmerz nicht, aber er schmeichelte ihm auch
nicht, und er affectirte weder die Erinnerung daran
bey jeder Gelegenheit zurück zu rufen, noch auch sie
ängstlich zu vermeiden.

Der Herzog von Joneuse gab auch damals der
Welt viel zu reden. (47) Aus einem Hofmann

und Soldaten hatte er sich erst zum Kapuziner gemacht; dann verließ er den Mönchsstand, um wieder ein Krieger und ein vollkommener Weltmann zu werden, und hier gewann er wieder Geschmack am Kloster, von dem ihn der Pabst nur auf so lange, als der Krieg währen würde, losgesprochen haben soll; diesmal aber hielt er Wort bis an seinen Tod. Die Vermählung seiner Tochter, (48) der einzigen Erbin des Hauses Joyeuse mit dem Herzog von Montpensier war die letzte Handlung die er that, so lange er noch dieser Welt angehörte. Die Marquise von Bellisle (49) folgte seinem Beispiel, und wurde eine Barfüßerin.